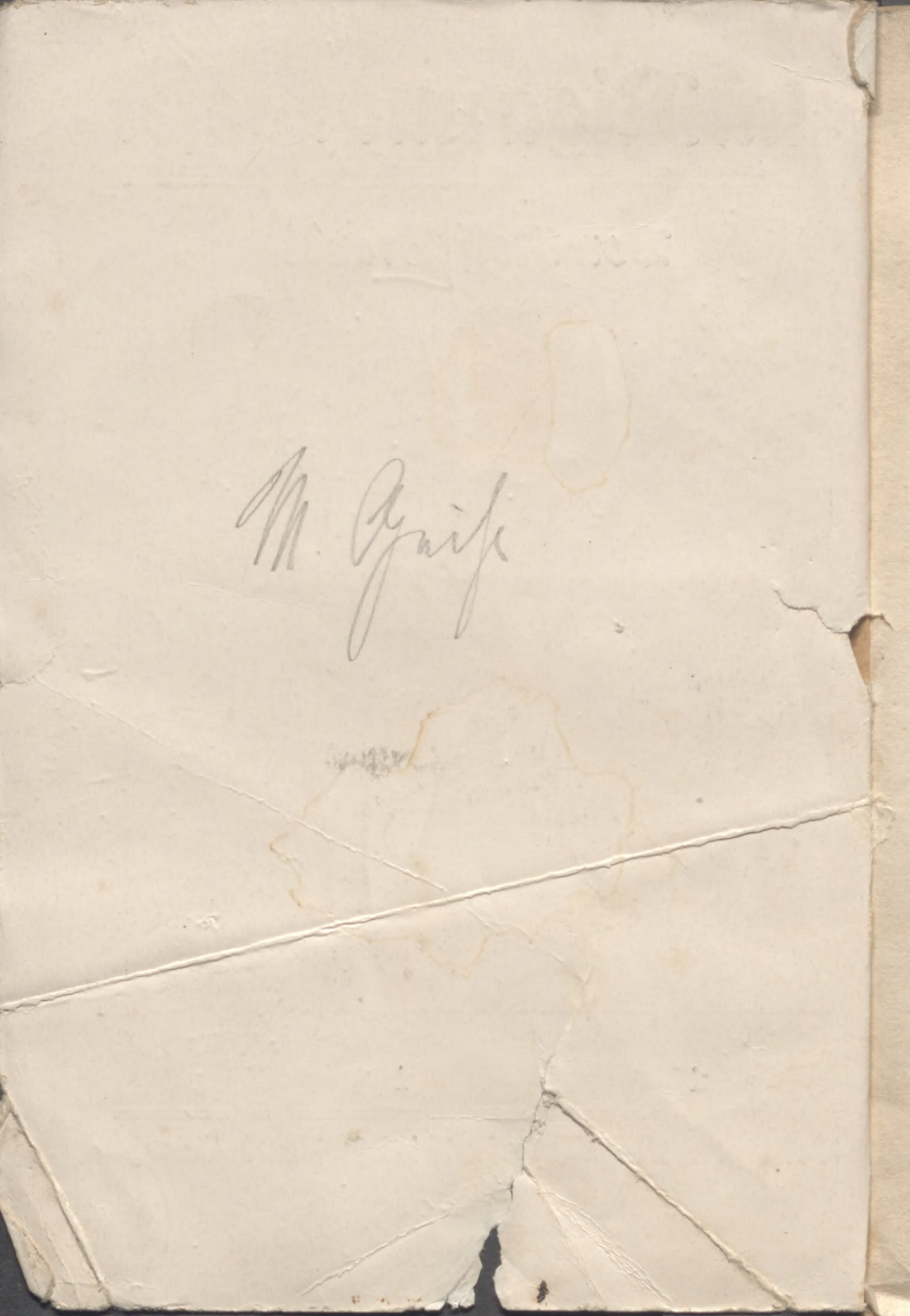
[illegible] und Oesel

Von Rolf Brandt



1917

Velhagen & Klasi[illegible]n Bielefeld und Leipzig



Aus den Tagen des großen Krieges

16. Band

Um Riga und Oesel

1917

Bielefeld und Leipzig

Verlag von Velhagen & Klasing

Um Riga und Oesel

Von

Rolf Brandt

Mit acht Abbildungen
nach Aufnahmen des Bild- und Filmamts

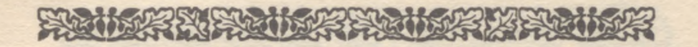


1917

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing

Z
VII

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld



Vorwort

Die nachfolgenden Schilderungen der Schlacht um Riga und der Einnahme der Insel Oesel sind mitten während der Operationen geschrieben worden, oft unter nicht leichten äußeren Umständen, wie es die Kriegsberichterstattung, die keineswegs einen Aufenthalt in freundlichen Räumen eines Hauptquartiers bedeutet, mit sich bringt. Es sind Berichte für den Tag, aber sie wollen Zeugnis ablegen von der Tüchtigkeit, den großen Opfern und den großen beglückenden Siegen unserer Kämpfer im Osten, und darum seien sie in diesem kleinen Bande gesammelt. Wenn dabei auch der Gruß einer alten deutschen Stadt, deren Befreiungsstunden ich mit erleben konnte, viele erreicht, die von dem glühenden Deutschtum oben an der baltischen Küste noch nicht genug wußten, so mag der Zweck dieses Büchleins erfüllt sein.

Ostfront, Anfang November 1917.

Rolf Brandt.



Die Schlacht um Riga

Der Dünaübergang

Die schwachen Kräfte, die 1915 Mitau nahmen, konnten die schwere Aufgabe, den Brückenkopf Riga den sich allmählich setzenden Russen zu entreißen, nicht mehr lösen. Kurland wurde von Hindenburg „mit dem Schein eines Heeres und dem Ruhm der Unbesiegbarkeit" erobert, aber weiter als bis zur Düna ließ sich das Ziel damals nicht stecken. So blieb der Brückenkopf Riga den Russen ein glänzendes Ausfalltor gegen den äußersten linken Flügel unserer Heeresaufstellung im Osten, eine stete Bedrohung zweier Armeen. Zu wiederholten Malen haben die Russen versucht, aus der ihnen günstigen Lage die Folgerung der Offensive zu ziehen: Im Frühjahr und Sommer 1916 bei Ekkau-Kekkau, vor dem Krieg mit Rumänien durch den großen Aufmarsch auf ihrem äußersten rechten Flügel und Massenzusammenziehungen an der Küste, dann im Januar 1917 in den schweren Kämpfen am Tirulsumpf. Auch in den letzten Sommermonaten war wiederum mit einem russischen Angriff zu rechnen. Dieser Bedrohung unseres linken Flügels mußte, sobald die Kräfte frei waren, ein Ende bereitet werden.

Der Frontalangriff auf die russischen Stellungen vor Riga war nicht möglich. General Parski, der neue Oberbefehlshaber der 12. russischen Armee, hatte wohl recht, zu behaupten, daß der Brückenkopf Riga außerordentlich stark gesichert wäre. Wohl an 20 Stellungen, alle verdrahtet und mit Flankierungsanlagen, zahllose Einzelstützpunkte zogen sich zwischen Olai und der Mitauer Vorstadt von Riga hin. Die Heeresleitung Ober-Ost und die Armee Hutier wählten daher die Stelle bei Üxküll an der Düna zum Ansetzen des Stoßes aus. Gelang hier der Dünaübergang, so mußten beim Fortgang der Operation gegen die Straße Riga—Wenden Stadt und Brückenkopf folgegemäß in die Hand der angreifenden Armee fallen, die dann schon die russischen Rückzugslinien in der Hand hielt oder bedrohte. Die Stelle war günstig in ihrer Lage zu Riga, und sie bot den örtlichen Vorteil der beiden Inseln: Elsterinsel und Insel Borkewitz, die einen Übergang erleichtern mußten. Weiter entscheidend für die Stelle bei Üxküll war das Verhalten der Russen in den letzten Wochen vor dem Übergang gewesen. Sie hatten ihren kleinen Brückenkopf von Dünhof gegenüber Üxküll geräumt, obwohl sie den Wert des Ausfalltores wohl kannten. Die dort stehenden russischen Regimenter hatten sich einfach geweigert, länger „auf der Insel des Todes“, wie sie den im ständigen Artilleriefeuer liegenden Punkt nannten, zu bleiben. Wir besetzten den aufgegebenen Brückenkopf nur mit drei Feldwachen, um unsererseits unnötige Ver-

luste durch die russische Artillerie, die zur Deckung des Brückenkopfes ja in großer Stärke dort zusammengezogen war, zu vermeiden und um nicht unnötige Aufmerksamkeit zu erregen. Kurze Zeit nach der Aufgabe ihrer Stellung zogen die Russen dann den größeren Teil ihrer Artillerie, die ja nun zur Deckung nicht mehr nötig war, fort, eine Umgruppierung, die dem deutschen Plane eines Überganges sehr entgegenkam.

Es kam dann die Zeit der Vorbereitungen, die durch den dichten Wald, der sich fast bis an das Ufer heranzieht, erleichtert wurden. Der Generalstab von Ober-Ost unter seinem Chef Oberst Hoffmann und der der zum Durchbruch bestimmten Armee unter General Sauberzweig arbeiteten Tag und Nacht, jede Einzelheit wurde berücksichtigt, mit jeder Möglichkeit gerechnet, um das Gelingen mit allen Mitteln sicherzustellen.

Die herankommenden Divisionen wurden in den Unterkunftsräumen in Staffeln bereitgestellt, der Einbau der Minenwerfer in nächtlicher Arbeit begann, und mit unermüdlicher Mühe wurden die Pontons nach vorn gebracht, denn es war klar, daß auch der unaufmerksamste Gegner beim Wissen um ein einziges Ponton den ganzen Plan erraten hätte.

Am Tage vor dem Übergang wurde die Elsterinsel besetzt, und am 1. September morgens um 4 Uhr begann die in Gruppen geteilte Artillerie ihr planvoll verteiltes Feuer mit dem Beschießen der russischen Artillerie durch Gasgranaten. Um

6 Uhr legten die schweren Granaten den Sperrgürtel auf die höhere Stellung der zweiten Linie, und um 6 Uhr 30 Minuten begannen die dichtmassierten Minenwerfer die Arbeit, die in kurzer Zeit die russische Stellung hinter dem Flußufer in ein Trichterfeld verwandelte. Das Dünaufer versank unter Rauchfahnen und den grauen Wolken der Einschläge. Ein paar Ziegelbauten, Häuser von Üxküll, die in die Linie einbezogen waren, wurden zu Staub zermürbt, und hohe rote Wolken flatterten mit den weißen und schwarzen wie riesige deutsche Siegesfahnen über der Stellung.

An drei Stellen: unterhalb der Elsterinsel zwischen Elsterinsel und Insel Borkewitz und oberhalb dieser Insel wurden gleichzeitig die Pontons zu Wasser gebracht. Die Divisionen, die zuerst zum Übergang bestimmt waren, hatten mit dem Abweichen der Pontons durch die Strömung gerechnet, und die Abfahrtsstellen ein wenig mehr aufwärts von den eigentlichen Übergangsstellen gewählt. Um 9 Uhr wurden die Pontons aus den Waldrändern herabgetragen, nur eine geringe Zahl war ausgefallen, weil die russische Artillerie sie durchsiebt hatte, um 9 Uhr 10 Minuten waren die ersten sieben Kompagnien gegenüber der Elsterinsel fertig eingeladen. Sie waren reichlich mit Flammenwerfern, Maschinengewehren, allen modernen Nahkampfmitteln versehen, um möglichst stark auftreten zu können. Es mußte das Ziel sein, die Ziegelei von Üxküll im ersten Anlauf zu nehmen. Die russischen Ma-

schinengewehre schossen unsicher. In schnellem Ansturm wurde die Ziegelei genommen; schon kamen die Pontons zum zweitenmal zurück, in dem Nachbarstreifen stieß man auch vorwärts: die Nebeltöpfe, die dichten Nebel über die Düna verbreitet hatten, wurden ausgelöscht, die Artillerie legte Sperrgürtel. In einer Viertelstunde war nicht nur die Höhenlinie, sondern auch die zweite Höhenstellung an der Bahn von Riga genommen. Der Übergang war geglückt.

Die Gräben drüben waren ein wüstes Chaos, aus dem völlig gebrochen noch an tausend Gefangene sich herausarbeiteten. Ganze Strecken waren eingeebnet, in den Unterständen lagen die Toten grauenvoll übereinander. Über dem zerschossenen Eingang eines kleinen Gutshauses, gegenüber der Nordspitze der Elsterinsel, las ich auf zerbröckelter Wand den alten deutschen Spruch:

„Herr Christ, behüte dieses Haus
Und die drin gehen ein und aus.“

Ein wenig seitwärts vom Portal lag ein toter russischer Offizier wie schlafend, die linke Hand hielt noch die Gasmaske fest umklammert. Vor einem zerschossenen mächtigen Birnbaum flatterte ein lettisches Zeitungsblatt. Ich verstand nur ein Wort: „Stockholm“ . . . .

Schwere Langrohrgeschütze schossen in langen Pausen über das Schlachtfeld. Ganz ferne gingen die Leuchtkugeln unserer vorwärts kämpfenden Infanterie hoch, Brandwolken stiegen am Horizont

empor. Wie Scharen von Herbstvögeln zogen Flieger in Geschwadern durch den dunkelblauen Herbsthimmel.

Von der Düna zur Straße nach Wenden

Mit dem Augenblick, da die vorgehende Truppe gleich im ersten Anprall die zweite Linie der Russen, die starke Höhenstellung nördlich der Eisenbahn Riga—Jakobstadt, genommen hatte, war das ungehinderte Abrollen des genialen deutschen Schlachtplanes nicht mehr aufzuhalten. Das Spiel um Riga war schon an diesem ersten Tage entschieden, es handelte sich nur noch darum, mit welcher Schnelligkeit das „Matt" erreicht wurde. Während die Pontons schließlich in unregelmäßigen Fahrten hin und her gingen, die Infanterie ihnen ins Wasser entgegensprang, um Zeit zu sparen, wurde schon am Brückenschlag gearbeitet, um die Divisionen der zweiten Staffel und die Artillerie hinüberzubringen.

Die Truppen am eroberten Dünaufer wurden dem Aufmarschplane gemäß in drei Gruppen geteilt, die am besten nach den kommandierenden Generalen der drei Abschnitte kurz zu bezeichnen sind. Mit der Front nach Südosten stand die „Gruppe Kathen", sie hatte die Aufgabe, die Flanken der beiden anderen Gruppen zu sichern und das Eingreifen etwa von Dünaburg herangeführter Reserven gegen die Seite der vorwärtsstoßenden Gruppe zu verhindern. Etwa im rechten

Winkel zu dieser Deckungseinheit entwickelte sich die „Stoßgruppe Berrer", bei ihr lag der größere Teil der Entscheidung, ihre Marschrichtung ging nach Norden gegen die Straße Riga—Wenden. In dem Augenblick, da ihre Spitzen die Straße erreicht hatten, mußte das Schicksal Rigas entschieden sein. Die dritte Gruppe „Riemann" hatte den Auftrag, nach Südwesten vorzugehen. Ziel: Riga.

Da die Artillerie vom Süduſer der Düna über die zweite russische Linie an der Bahn hinausreichte, trieb die Infanterie selbständig weiter Patrouillen vor, auch nach rechts wurde der Brückenkopf erweitert.

Eine russische Führung, die nicht völlig kopflos handelte, hätte bei den reichlich vorhandenen Reserven durch starke Gegenangriffe in diesem Augenblick der Entwicklung den Versuch machen müssen, das deutsche Ziel zu stören. Die russische Armeeleitung dachte nur an Rettung, gab jeden Siegesgedanken auf und faßte schon in der Nacht vom 1. zum 2. September den Gedanken zum Rückzug. Alle russischen Kampfhandlungen der nächsten Tage sind nur von dem Gedanken geleitet, den Rückzug zu decken und möglichst viel an Material aus Riga hinauszuziehen. Nur zu diesem Zweck wurden in der Riegelstellung Curtenhof—Maschin neue Reserven eingesetzt. Die einzelnen, mit Automobilkolonnen und im Fußmarsch herangeführten russischen Regimenter schlagen sich in dem Waldgelände bei Griesenhof und Gut

Amalienhof in der Nacht vom 2. zum 3. September tapfer, in tiefen Wellen greifen sie an, um den Vorstoß aufzuhalten. Viel stärker als die geopferte russische Infanterie hat wieder die russische Heeresleitung versagt, während unser Vorgehen bei Riga geradezu das Muster einer glänzenden strategischen Studie geben könnte.

Der Widerstand, den die Russen getreu ihrem Plan der Aufgabe der Schlacht am Kleinen Jägel leisten, wird bei Dragun und bei Gut Lindenberg — wo sich ein preußisches Jägerbataillon besonders auszeichnet — gebrochen, die Linie Curtenhof—Maschin in den Morgenstunden zum 3. September geöffnet, so daß die beiden deutschen Hauptgruppen am 3. September im vollen Vormarsch sind, die „Gruppe Berrer“ erreichte noch am 2. September abends den Großen Jägel bei Sille und Bojar. Der Widerstand der Russen gegenüber der Hauptstoßgruppe wurde sinngemäß stärker, je näher sie sich der Hauptrückzugsstraße schob, so daß am 3. September am Großen Jägel heftige Kämpfe entbrennen, während die „Gruppe Riemann“ mit dem nächtlichen Ringen bei Amalienhof—Griesenhof am 2. September ihren schwersten Durchbruch hinter sich hat. Die Spitzen dieser letzten Gruppe dringen am 3. September gegen 3 Uhr in Riga ein. Zu gleicher Zeit wird die russische Verteidigungsstellung am Großen Jägel von rechts und links umgangen. St. Nikolaja an der Straße Kussau—Allisch (Abzweigung der Straße Riga—Wenden) wurde erreicht.

Der Brückenkopf Riga auf dem westlichen Dünaufer war inzwischen von den Russen geräumt worden. Auf der Straße von Olai her dringt Artillerie als erste deutsche Truppe und dann ein Landwehrregiment in die Mitauer Vorstadt ein, ein wenig später kommen die Spitzen der von Kekkau längs der Düna vorbrechenden Division an die Dünabrücken heran.

Während der rechte Flügel der „Gruppe Riemann" Nikolaja erreicht hatte, fand der linke, der sich ja näher zu der nach Nordosten laufenden Straße Riga—Wenden befand, noch in der Nacht vom 3. zum 4. September heftigen Widerstand bei Kulpe. Elf russische Divisionen, die allerdings nicht mit ihrer ganzen Masse eingesetzt waren, suchten den Abzug zu decken. Am 4. September früh war der Widerstand gebrochen, die Straße wurde westlich Hinzenberg erreicht, die Verfolgung in Richtung der livländischen Aa aufgenommen.

Es ist charakteristisch für die Bewegungen dieser Schlacht, daß, während die Stoßgruppe immer mehr Raum gewann, der linke Flügel der „Gruppe Kathen" in schweren Abwehrkämpfen stand und daß wenige Kilometer von der Stelle, wo die Russen immer schneller abbröckelten, andere dichte russische Massen — zum Teil von Dünaburg herangeführt — zum Angriff vorgingen, bis nach dem Zusammenbruch auch hier der allgemeine Rückzug, da die Entlastung ja nicht mehr nötig und möglich war, einsetzte und unsere Kavallerie verfolgte.

In diesem großen Rahmen sieht das Gelingen der Schlacht wie eine leichte Selbstverständlichkeit aus. Im einzelnen gehörte eine Unsumme von Arbeit, Energie und Entbehrung dazu, sie durchzusetzen. Wieviel an Berechnung der Obersten Heeresleitung steckt in dem Freimachen der nötigen Divisionen, zu einer Zeit, da die Westfront im Zeichen so starken Druckes steht, wieviel Arbeit vom Oberbefehlshaber Ost und seinem Stab, um dann das Zusammenballen zu ermöglichen, das Material bereitzustellen und das Ausmaß des Planes zu bestimmen, wieviel Verantwortung und strategische Mühe hat dann die ausführende Armee, deren Uhrwerk nun unter der Leitung ihres Führers abrollt, nachdem sie mit an der Bestimmung der wichtigen Punkte gewirkt hat? Dann aber, nachdem die Führung jeder Art ihr bestes Können eingesetzt hat, was nützen alle genialen Gedanken ohne die Aufopferung der Truppe! Jeder Mann muß wissen, worauf es ankam, jede Waffe mußte ihr Äußerstes hergeben, denn je größer die Schnelligkeit, je genauer das Ineinandergreifen bei der Ausführung war, um so größer mußte der Erfolg sein.

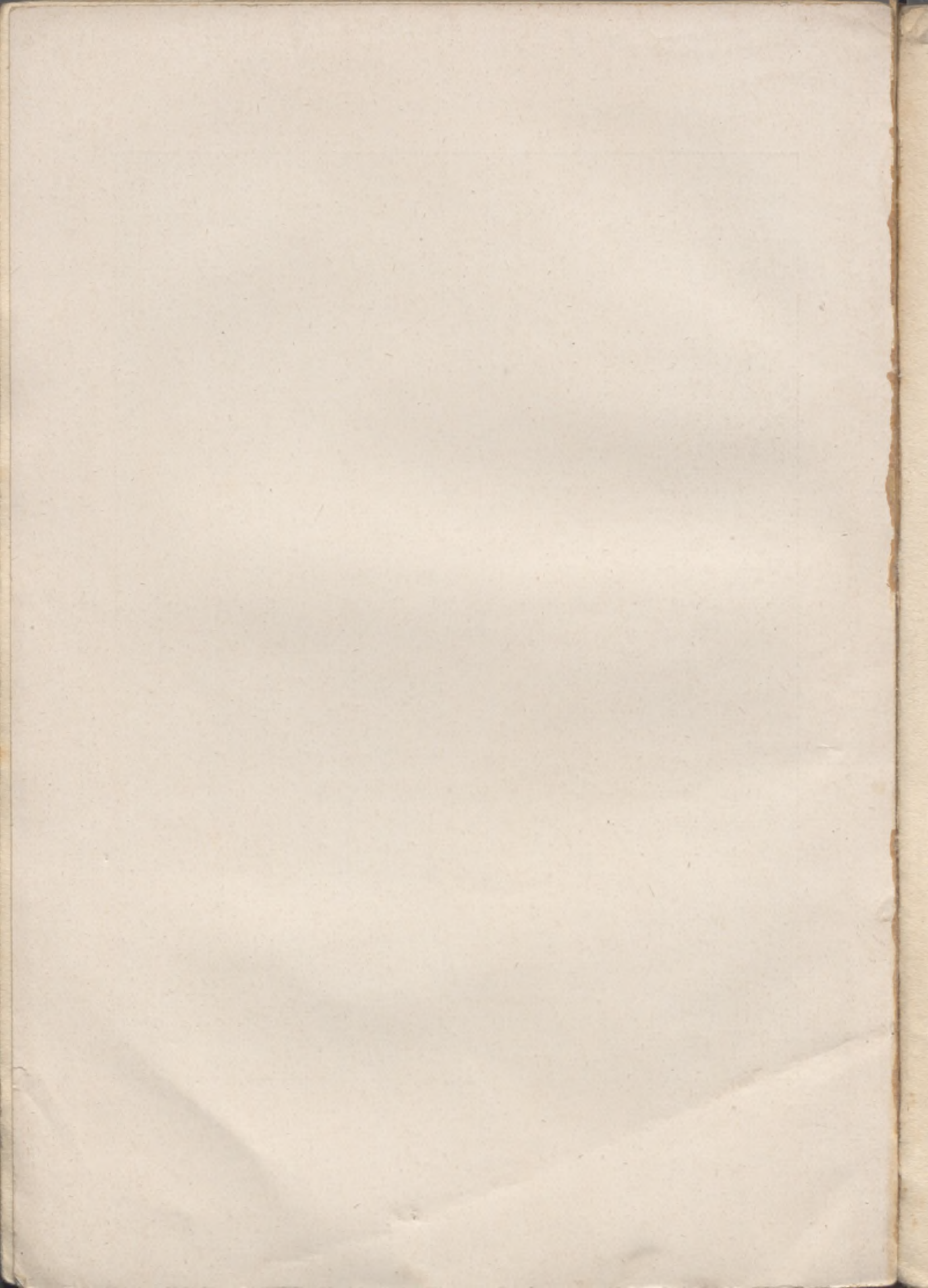
❀

Auf der Straße Riga—Wenden

Die Wälder im Südosten der großen Straße Riga—Hinzenberg—Wenden zeigen schon die Bilder eines Rückzugsgeländes, das von großen



Die Transportflotte vor dem Auslaufen im Heimatshafen



Armeemassen durcheilt wurde. Je näher man der Hauptstraße kommt, um so häufiger liegen zerbrochene Wagen, fortgeworfene Mäntel, Patronen, braune russische Stahlhelme, gar ein Geschütz an den Wegrändern, bis dann von Kussau, wo der Weg in die Straße einbiegt, die Hast des Rückzuges deutlich an jedem Meter der großen Straße zu sehen ist. Auf dem Bahnhof Rodenpois war die Beute besonders groß. Hier war ein großer Feldbahnhof mit Schuppen und Speichern der Hauptbahn angegliedert, um die südlich von Riga an der Düna stehenden Truppen zu versorgen. Unsere Infanterie erbeutete hier 40000 Zentner Mehl, 5 Waggons Rotwein, Riesenmengen von kleinen gedörrten Fischen und Dörrgemüse. Auf den vielen hundert Feldbahnwagen lagen noch Hufeisen, Säcke, alles mögliche Material durcheinander.

„Was habt Ihr denn mit dem Rotwein gemacht?"

„Den ham mer ausgetrunke, does ist Marschier-Öl, does glabst!" sagte der Posten.

Die letzten Züge hatten ein Geschütz, das ein Leutnant — Dr. phil. im Zivilberuf — mit einer Eskadron als Schutz vorgeführt hatte, im Hinzenberger Forst zum Stehen gebracht. Er hatte sein Feldgeschütz so nahe herangeführt, daß er durch eine Waldschneise über Visier und Kimme auf einen der letzten abfahrenden Züge schoß, einen Wagen zertrümmerte und den Zug zum Halten brachte. Damit war die Bahn endgültig gesperrt. Bald darauf erreichte auch die Infanterie Bahn und

Straße. Bei Birsnek—Neu-Grike stießen die ersten vorgehenden Patrouillen auf die russischen Bagagen, die in vier und fünf Reihen vorwärts strebten. Bei der Brücke hinter Neu-Grike staute sich die ganze Kolonne, die ersten Kugeln pfiffen von der Dünenhöhe bei Birsnek in die Masse, die Pferde gingen durch, die Fuhrwerke kamen ineinander, die Fahrer schnitten einfach die Stränge durch, um sich durch schnellen Galopp zu retten. Noch einmal raffte sich die russische Infanterie auf, um die Bagagen zu retten. Mehrere schwache Patrouillen mußten die Düne räumen, bis Bataillonsunterstützung kam. Im Nahkampf wurde der Hügel gestürmt, und bald beherrschten die deutschen Maschinengewehre die Straße, auf der nun alles im wilden Durcheinander stehen blieb. Das Regiment machte riesige Beute. Einen Teil sah ich nun bereits gesammelt unterhalb des Hügels stehen, eine große Menge liegt noch in den Wäldern umher oder rückwärts der Straße zu beiden Seiten. Man sah an dieser einen Stelle fünf unbeschädigte Geschütze mit Verschluß, Protzwagen und voller Munition, drei Grabengeschütze, 45 Minenwerfer, 14 Lanz-Minenwerfer, 15 Maschinengewehre, 45 Maschinengewehrläufe, 95000 Maschinengewehrpatronen, 250000 Infanteriepatronen, 35 Wagen, ein Lastauto, 30 Artillerie-Munitionswagen, 20 Infanterieprotzen, 29 Feldküchen, einen Desinfektionswagen — Pferde wurden in großer Zahl erbeutet — eine Maschinengewehrabteilung bekam allein 16 Beutepferde zu-

geteilt. Wieviel uns an Lebensmitteln in die Hände gefallen sein muß, geht vielleicht am besten daraus hervor, daß unser Fahrer plötzlich eine Riesendauerwurst geschenkt bekam, und Dauerwürste pflegen jetzt wohl nicht so leichthin verschenkt zu werden!

Zwei Panzerautomobile standen ein paar Kilometer weiter rückwärts auf der Straße.

Im Weiterfahren sah man im Wald zur Rechten und Linken überall noch Wagen, Kessel, Kisten stehen, zuweilen sogar ein Geschütz. Von Stalschen ab, wo sich die Straße teilt und eine Strecke zur livländischen Aa, die andere nach Gut Hinzendorf weiterführt, ist dann die Spur der Flucht weniger deutlich. Die Russen haben scheinbar auch Zeit gehabt, die Straße an vielen Stellen kunstgerecht aufzuhacken. Die Aa war eben schließlich doch ein Hindernis, trotzdem die erste ankommende Kompagnie den 30 bis 40 m breiten Fluß sofort mit ihren geringen behelfsmäßigen Mitteln zu überschreiten begann. Der Kompagnieführer setzte seine paar leichten Minenwerfer und Maschinengewehre an, nahm das Ostufer, das noch von den Russen besetzt war, unter Feuer, und auf zusammengebundenen Zeltbahnen, die mit Heu gefüllt waren, setzten die ersten Patrouillen über.

Immer leuchtender entfaltete sich die Frühherbstschönheit der livländischen Schweiz vor unseren Truppen. Mit den Russen war ja kaum Gefechtsberührung. Nach den Tagen, die voll waren von Entbehrungen und Anstrengungen, in denen jeder

das Äußerste herzugeben hatte, kam eine Zeit, da der Mann auch einmal stiller in den dunkelblauen Herbsthimmel blicken konnte, das Segeln der schönen weißen Wolken von der Küste verfolgen durfte und im Rauschen der Wälder bei Hinzenberg dem hohen Lied golden herbstlicher Tage zuhören konnte, — für kurze Spannen, denn nicht weit hinter dem zierlichen roten Backsteinbau des Gutes Hinzenberg kamen die Patrouillen schon wieder in Berührung, und die Waldhügel warfen den scharfen Ton der Infanterieschüsse wieder.



Aus Rigas Kriegsschicksalen

Die Besetzung von Dünamünde

Am 4. September um 9 Uhr früh drang eine Marineabteilung in die seit dem Abend des 3. September von den Russen geräumte Festung Dünamünde und hißte auf der Zitadelle die deutsche Reichskriegsflagge. Die letzten Dampfer waren am Abend des 3. Septembers abgefahren. Nach den Angaben der Einwohner in Bolderas ist ein mit 2500 Mann beladener großer Frachtdampfer, der nach Reval fahren sollte, durch Bombenwürfe unserer Flieger versenkt worden; unsere Fliegermeldung stellte zwei Dampfer als brennend und einen als beschädigt fest.

Vor ihrer Abfahrt hatten die Russen die großen Kohlenlager, Schuppen, Lebensmitteldepots in Brand gesteckt. Die gewaltigen Munitionsvorräte, die überall in den Kasematten lagen, fielen uns in die Hand, ebenso die Geschütze der Küstenbatterien, in denen man meistens nur die Verschlußstücke abgenommen hatte. Auf der Batterie „B“, dicht am Ausfluß der gewaltigen Düna, sah ich die 28 cm-Mörser stehen, bis auf die fehlenden Verschlußstücke waren sie unbeschädigt, ebenso wie die vier Langrohrgeschütze. Überall flammten noch

Brände empor, die bei dem starken Wind, der die Ostseewellen hoch aufpeitschte, schnell weiterfraßen. Es war ein trostloses Bild der Verwüstung unter dem schweren Himmel, diese chwarzen Speicherreste und glimmenden Schutthaufen. Nur die hübsche Garnisonkirche der woh ziemlich bedeutungslosen Zitadelle stand wohlerhalten zwischen alten Linden.

Die Ostsee warf weiße Brecher gegen den Strand, breit rollte die Düna zum Meer, über dem Grauen der Verwüstung wehte die Fahne der Marine, und blaue Jungens machten sich an ihre Arbeit.

Rigaer Einzugstage

„Ausharrend will ich zeugen,
Von welchem Stamm ich bin."

Riga, 5. September 1917.

Es ist 3 Uhr nachmittag des 3. September. Von der Mitauer Vorstadt sieht man die Altstadt Rigas drüben am anderen Ufer sich breiten. Dicht vor mir gehen die beiden mächtigen Brücken über die sacht fließende, 800 m breite Düna. Das zerrissene Eisenwerk der gesprengten Bogen liegt im Strom, der sich in leichten Wellen gegen Gestänge und Netzwerk bäumt. Zur Linken brennt die Holzbrücke in hellen Flammen, bei der Stille kann man das Rauschen des Feuers hören. Drüben über der Stadt gehen Rauchfahnen hoch, schwingen

sich zur Seite und verwehen in dem mächtigen grauweißen Gewölk des Himmels. Man kann die Kirchen und Kuppeln Rigas wie auf einer Riesensilhouette abzählen. St. Jakob ragt spitz in den Himmel, der Domturm hebt sich wuchtig von dem grauen Hintergrund, das Rathaustürmchen zeigt den feinen Umriß, und St. Peter, Wahrzeichen Rigas, hebt sich in drei schlanken Galerien in die Wolkenburgen hinein. Drüben gehen Menschen auf und nieder; ein paar beladene Holzkähne schaukeln am Kai.

Wie mag es drüben aussehen? Noch vor kurzem sind Schüsse vom anderen Ufer gekommen, und vermutlich ein paar Monitore haben Granaten in die Holzhäuser der Vorstadt geworfen. Von der Insel Hasenholm war ein kleiner russischer Dampfer abgefahren, als unsere Infanterie schon unterhalb an der Eisenbahnbrücke stand. Der Dampfer hatte unser Feuer erwidert; als die Maschinengewehre ihn beschossen hatten, war Schreien und Stöhnen auf dem Schiff zu hören gewesen. Trotzdem hatte der Kapitän aufrecht am Steuer gestanden und war, als er bei der brennenden Holzbrücke den ersten Durchlaß versperrt gefunden hatte, im Feuer umgedreht und hatte den zweiten Durchgang passiert. Nach diesem letzten Zwischenspiel herrschte völlige Ruhe am Dünaufer.

Man mußte sein Heil versuchen. Wir nahmen einen Kahn, das Dünawasser schlug gluckſend an die Bordwand, nach den ersten paar Ruderschlägen



krachte drüben nach Dünamünde zu eine starke Explosion in die Luft. Eine rote Wolke flog glühend zum Himmel, die Türme glänzten hell im roten Schein der Riesenlohe auf. Dann wurde es wieder still. Vielleicht war es ein Kriegsschiff, das in die Luft ging, vielleicht ein großes Munitionslager. Wir hatten nicht viel Zeit, das zu überlegen, denn näher kam das andere Ufer. Taschentücher wehten in der Luft. Man rief: „Willkommen!“ Ein Dutzend Hände streckten sich jedem entgegen, der ans Land sprang.

In die nächste halbe Stunde drängte sich die Fülle der Bilder einer großen und eigen gewachsenen Stadt, der Jubel befreiten Deutschtums, die starke Freude am Siege zusammen. Einzugsstunden von seltener Größe des Eindruckes rauschten vorüber, als wir an dem alten Schwarzhäupterhaus ankamen, am Roland vorübergingen (in kindischer Revolutionsspielerei hatten ihn die Letten rot angestrichen und ihm eine rote Fahne in die Hand gegeben), unter dem Dom standen und uns wie von einem Strom des Jubels vorwärts tragen ließen. Jeder wollte einen Deutschen sehen, auf jeden Mann fiel der Abglanz der Liebe zu Deutschland, Arm in Arm mit Mädchen, Männern, Frauen gingen die Soldaten: „Was seid ihr spät gekommen! Wie lange haben wir gewartet! Nun sind die Wahlen unnütz! Wird der Kaiser kommen? Kriegen wir Patrouillen, es wird noch geschossen? O, jetzt kann man Deutsch sprechen! Singen wir ‚Deutschland über alles‘.

Geben Sie mir Ihre Hand, ich möchte eine deutsche Hand drücken! Guten Abend in Deutschland!" Das schwirrte durcheinander in wirbeliger Freude, und man kam nur schrittweise vorwärts zum Hotel. Über den Straßen hingen noch die großen lettischen Wahlaufrufe zur Duma, Wahlen, bei denen man die Deutschen in der unerhörtesten Weise beeinträchtigt hatte. (Darauf bezogen sich die Ausrufe: Jetzt sind die Wahlen nicht mehr nötig! Das Nächstliegende beschäftigt auch in solchen Augenblicken die meisten Menschen am stärksten. Eine junge Frau sagte, nachdem sie ihre Freude über die Befreiung geäußert hatte, als Erstes: „Gott sei Dank, nun wird auch der Streik der Pförtner aufhören!") Endlich standen wir vorm Hotel de Rome; der Wirt kam uns entgegen: „Eben habe ich noch auf die Huligans (Diebesgesindel nach dem englischen Wort) geschossen, meine beiden Revolver sind leer, helfen Sie mir, meine Herren!" Bald kamen immer stärkere deutsche Patrouillen in die Stadt, Stäbe rückten ein, so daß diese Sorge unnötig wurde.

Im heraufkommenden Abend sah man die ausgeplünderten Läden, zerbrochene Scheiben. Vom Bahnhof her leuchteten die roten Flammen wie ein mächtiges Feuerwerk die nun stillen Straßen entlang. Unter den dunklen Parkbäumen sah man in der blauen Finsternis weiße Kleider aufleuchten, ich hörte eine berlinische Stimme: „Wir haben die jroße Stadt so schnell jenommen . . ."

Im Hotel de Rome konnte man die Ernährungspolitik der Entente studieren, es gab einfach alles, aber zu fabelhaften Preisen. Der Mann ohne Geld kann verhungern, der Reiche und der „Geschickte" können prassen. Kaviar, Dünalachs, Hummer, Beefsteaks, Süßspeisen, Sahne, Mokka — was man sich ausdenken will. Aber ein Beefsteak kostet 9 Mark. So ist es in ganz Riga: zu außerordentlich hohen Preisen sind alle die Dinge zu kaufen, die in Deutschland längst vom freien Markt verschwunden sind, aber auch die notwendigen Lebensmittel wie Brot und Fleisch sind ungeheuer teuer, zumal ja die Kaufkraft des Rubels außerordentlich gefallen ist und wir bei dem bisher hier üblichen Wechselkurs von 2 Mark für den Rubel für den schlechten Stand des russischen Geldes büßen müssen.

Der 4. September brachte die gleichen Bilder der Freudenausbrüche wie der Einzugtag. Prinz Leopold von Bayern, der Führer der Heeresgruppe Exzellenz Eichhorn und der Führer der siegreichen 8. Armee, Exzellenz Hutier wurden in immer neuen Hurras und Rufen gefeiert.

Der müßte blind und verstockt sein, der das Recht dieser deutschen Stadt zu deutschem Blut nicht anerkennt. In dem herrlichen Kreuzgang des alten Domes — der Marienkirche aus dem Jahre 1226 — war feierliche Stille, und im schönen Kirchenschiff standen nur ein paar alte Leute: „Hier werden wir singen: Nun danket alle Gott?"

sagt mir einer, „in der ältesten deutschen Kirche des Ostens“!

Eine Stadt, die wie eine Insel war inmitten der Armeen, ist voll von Gerüchten. So erzählte man, daß die Provisorische Regierung verhandelt habe, Riga zu einem Freihafen zu machen, und daß England sie als Pfand hätte in dieser Form besetzen wollen, so erzählte man schwedische Märchen, an denen nur wahr zu sein scheint, daß ein einsamer schwedischer Segler an den leeren Hafenanlagen sich schaukelte.

Sonst lagen an den mächtigen Kais nur ein paar kleine Dampfer, brennende Vorräte und große Mengen unbeschädigten Materials.

Nun stehen an den Straßenecken schon Arbeiter auf hohen Leitern und kratzen den schwarzen Lack von der mittelsten deutschen Inschrift der dreisprachigen Straßenschilder. Hell kommen die weißen deutschen Buchstaben heraus, freudige, heilige Zeichen für dies starke fühlende Deutschtum in den Marken, das so viel gelitten, gekämpft und geopfert hat um seine deutsche Kultur.

Aus Rigas schwerer Zeit

Mit dem Einzug der siegreichen deutschen Truppen begann die vierte Periode in den Schicksalen der Stadt Riga während des Weltkrieges. Zunächst nach Kriegsausbruch stockten Handel und Wandel vollständig. Der Hafen lag still, die Schiffe

wurden beschlagnahmt. Erst Mitte August konnten die Schiffe der Neutralen auslaufen. Im September verließen die letzten mit Flachs beladenen Dampfer trotz der Minen perre den Hafen, der nun verödete.

So war die Industrie für Heranschaffung von Rohmaterialien au die Bahn angewiesen, und namentl ch Kohlenmangel machte sich bei dem völligen Ausfall von deutschem Koks und englischer Kohle immer drückender fühlbar. Trotzdem kam es zu einer langsamen Erholung, und der schwerste Schlag für die Rigaer Industrie erfolgte erst im Juni 1915, als Generalleutnant Kurlow, der Gehilfe des Oberkommandierenden des Dünaburger Militärbezirks, zuerst in einer Versammlung den Gedanken der Evakuierung äußerte und die Maßregel nach kurzer Zeit ohne Vorbereitung, ohne Ordnung und System durchführen ließ. Es kam vor, daß die Evakuierungskommission am Abend in der Fabrik erschien und am nächsten Morgen von der Leitung schon den Ort genannt zu haben wünschte, nach dem die Maschinen und Einrichtungen gebracht werden sollten. So ereignete es sich wiederholt, daß die Städte die schnell genannt wurden, einfach die Ausladung verweigerten und die kostbaren Maschinen weiter nutzlos auf den Bahnen standen und Schaden nahmen. Bald lagen mehr als 80000 Waggons mit evakuierten Gütern auf den Bahnstrecken, die sich heillos verstopften. Es bildete sich eine Gesellschaft „Der gute Mann“, die weiter nichts zu tun hatte, als

den Aufenthaltsort der falsch dirigierten Wagen ausfindig zu machen. Zu diesem ungeheuren Schaden kam noch dazu, daß die Dokumente über den Empfang der Waren in so großer Hast ausgestellt waren, daß sie, kaum leserlich, höchstens den Wert eines mit Bleistift beschriebenen Fetzens Papier darstellten. Befehl auf Befehl hagelte nieder, der General Saljubowski, der die Evakuierung leitete, hat seinem Nachfolger in den vier Wochen seiner Amtsführung 113 Befehle hinterlassen. 340 Fabriken mit 72000 Arbeitern wurden „verpflanzt"; diese Unternehmungen hatten einen Umsatz von 200 Millionen Rubeln und zahlten 40 Millionen Rubel Arbeitslöhne.

Es war ein mit unzulänglichen Mitteln stümperhaft betriebenes Unternehmen, diese Umsiedelung, die ungeheuerlichste in der Geschichte der Industrie überhaupt.

In Riga blieben nur ein paar kleine Unternehmungen, die dem lokalen Bedarf dienten, so unter anderem eine Seifenfabrik, eine Konfitürenfabrik, eine kleine Eisengießerei. Aber auch den verbliebenen hatte man alle Kupfer- und Messingteile, alle Ledertransmissionen fortgenommen. Die ungeheuren Steigerungen des Lohnes, die nach der Revolution eintraten, hatten so keine besondere Bedeutung für Riga mehr, und die Steigerung der Arbeitslöhne bis auf 1000 Rubel monatlich zeigte nur den rapide fallenden Wert des Rubels an. Alle Firmen, die deutsches Kapital in sich arbeiten hatten — und

bei den engen Beziehungen zwischen dem Mutterland und Riga waren das nicht wenige — bekamen Regierungsinspektoren, die von dem Unternehmen bezahlt werden mußten und sich in die Leitung einmischten, eine Art Liquidation auf Umwegen.

Die letzten kriegerischen Ereignisse konnten so auf das Wirtschaftsleben keinen größeren Einfluß ausüben, weil nichts da war, das hätte gestört werden können. Von den größeren Fabriken, von denen allein fast nur die Gebäude geblieben sind — alles Inventar hatte man ja in der rücksichtslosesten Weise unter Beschädigung der Zwischenwände und Anlagen fortgeführt — sind nur wenige durch Sprengungen und Artilleriewirkung auch im Äußeren bei den letzten Kämpfen beschädigt worden. Gesprengt von den Russen wurde die große Jutemanufaktur am Stintsee. Hier hatte die russische 12. Armee ihr Hauptdepot an Lebensmitteln, Verbandstoffen, Kriegsgerät aller Art, es fiel fast ganz den Flammen zum Opfer. Am Ende der Alexanderstraße wurde eine Nähnadel- und eine Stahlfederfabrik beschädigt, ebenso die Maschinenfabrik von Felser & Co., dann die Glasfabrik von Kerkorius und die Sägemühlen von Dombrowski & Ballod, alles übrige blieb, die ganze Stadt im großen und ganzen unbeschädigt, soweit es eben nicht schon durch die Evakuierung gelitten hatte.

Bei der schlechten Versorgungsmöglichkeit, dem Auswandern der Industrie und der Industriearbeiterschaft sank die Einwohnerzahl Rigas

während des Krieges auf unter die Hälfte. Die letzte Zählung vor dem Kriege hatte 480000 Einwohner im eigentlichen Stadtgebiet festgestellt, die Zählung im vergangenen Mai ergab nur 213000 Seelen.

Diese Zählung wurde unternommen zum Zwecke der Aufstellung der Listen für die neuen Wahlen zur Stadtduma. Die alte „Stadtduma“, die 1913 gewählt war, eine deutsche Mehrheit hatte und bis zum Jahre 1917 hätte im Mandat bleiben sollen, wurde bei Beginn der Revolution auseinandergesprengt. In dem neuen revolutionären Wahlkörper gab man den Deutschen 11 Sitze. Nun sollten auf Grund des allgemeinen, gleichen, geheimen Wahlrechts Neuwahlen stattfinden. Sie waren gerade abgeschlossen, als der deutsche Angriff begann. Die verschiedenen Gruppen kämpften sehr erbittert um die Stimmen, und das zufällig in Riga anwesende russische Militär durfte bei diesen Wahlen zum rigaischen Magistrat mitwählen, um die deutschen Stimmen zu dämpfen. Trotzdem erzielten die gemeinsam wählenden deutschen Parteien, der „deutsche Wahlverband“ und die „demokratische Partei der russischen Bürger deutscher Nationalität“, 22000 Stimmen, kamen also an die zweite Stelle nach der „sozialdemokratischen Partei der lettischen Gebiete“, die 59000 Stimmen sammelte. Die übrigen lettischen, jüdischen, russischen und die zusammenwählende litauisch-polnisch-esthnische Gruppe blieben unter den deutschen Zahlen. Am

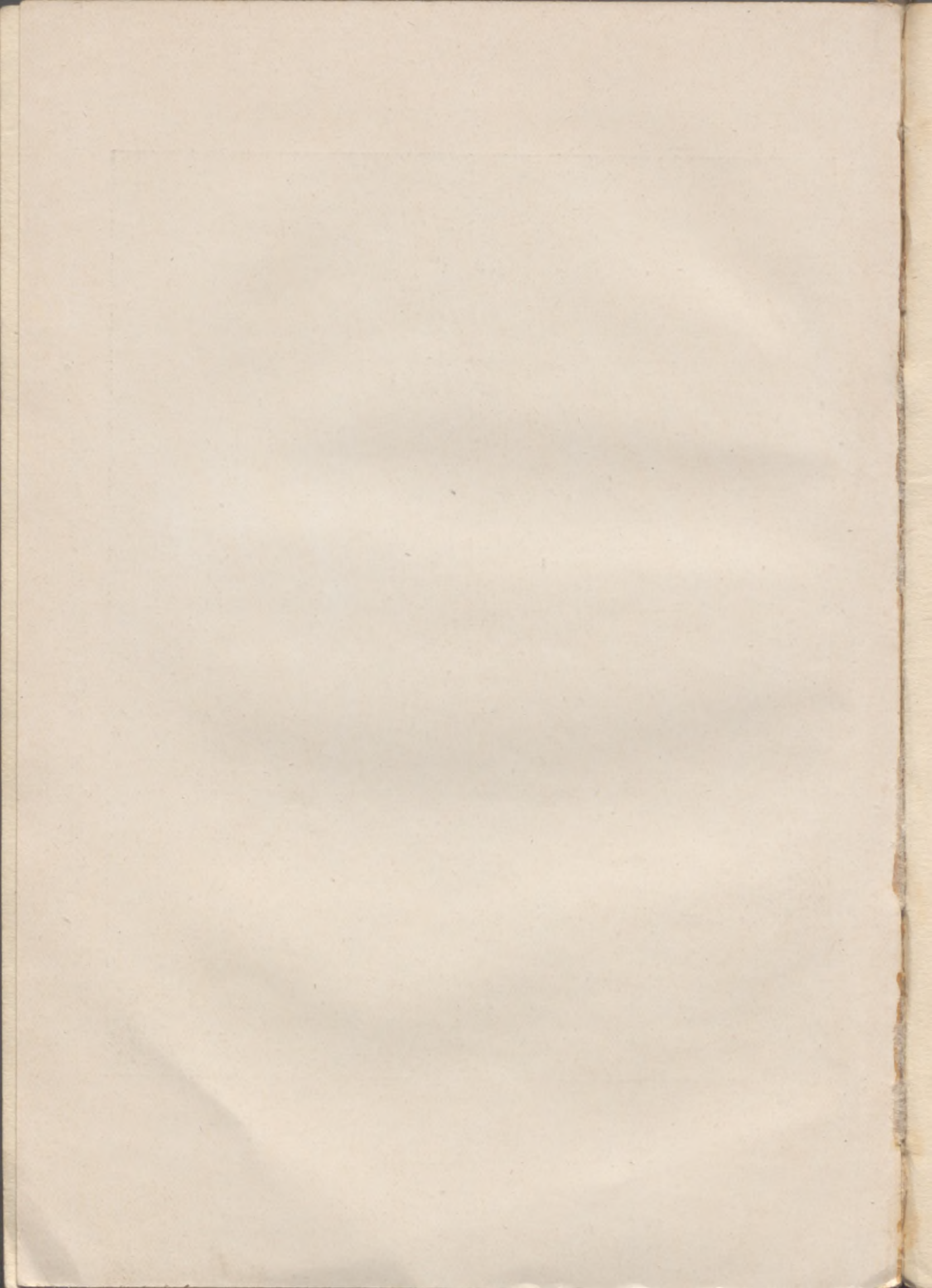
3. September abends, als diese neue Duma der schon besetzten Stadt in gänzlicher Verkennung der Tatsachen einen Bürgermeister wählen wollte, wurde sie von deutschem Militär geschlossen.

Ein Gutes hatte die Revolution den Deutschen in Riga gebracht: es durften zwar in dem Lande der „Freiheit“ keine deutschen Zeitungen wieder erscheinen, aber wenigstens deutsche Flugblätter. Als der Kommandierende General dies verbot, gingen Abgeordnete der deutschen demokratischen Partei zu dem Präsidenten des Rigaer Arbeiter- und Soldaten-Rates, dem Gefreiten Romm, und der erklärte: „Drucken Sie nur auf meine Verantwortung!“ Der General wagte nicht mehr zu widersprechen. Derselbe Präsident verbot bei einem Prozeß gegen einen Deutschen die Frage, ob der Angeklagte, bei dem man deutsche patriotische Gedichte gefunden hatte, mit Deutschland sympathisiere. „Das geht uns nichts an, wir verfolgen keine Gedanken und keine Gesinnungen, sondern Taten.“ Man konnte seit der Revolution bei einiger Vorsicht sogar auf der Straße wieder deutsch sprechen. Freilich die Straßenschilder blieben überlackiert, die Firmenschilder übermalt. Man tat, als ob man nicht wüßte, daß Riga eine deutsche Stadt wäre.

Um so tiefer genießen die Bürger von Riga die Tage der Befreiung. Die alten Herren sagen: „Lieber alles wagen und ertragen, aber wissen, daß man ein Vaterland hat!“ Die Jugend glüht. Ich sprach mit einem Studenten, der im Ge-



Infanterie vor der Einschiffung am Kai im Heimatshafen



fängnis zu Helsingfors bei einem gefangenen deutschen Feldwebel exerzieren übte, um keine Zeit zu verlieren, wenn die Gelegenheit wäre, ins deutsche Heer zu treten. Die bunten Mützen der deutschen Verbindungen Dorpats und Rigas, die von den Russen verboten waren, grüßen wieder auf den Straßen. Ich wünschte vielen, diese Tage in Riga zu erleben, um Stolz und Freude am Deutschtum, die in der Heimat von Parteizank überschattet werden, hier neu aufzufrischen, in dem starken Strom heißen deutschen Lebens der Fremde. An den Straßenecken stehen sie jubelnd vor den neuen Anschlägen, die mitteleuropäische Zeit und den neuen Stil einführen, und lesen sich vor, daß der Kaiser, „unser Kaiser", 100000 Mark für die wohltätigen Anstalten Rigas gestiftet habe. Vor der deutschen Zeitungsverkaufsstelle bilden sich längere Reihen, als sich je bei uns vor Butterläden gebildet haben, und die „erstandene" deutsche Zeitung wandert durch hundert Hände. Dann klingt wohl über die Hauptstraße die Musik marschierender Bataillone, und blumengeschmückt ziehen die „Befreier" durch die Reihen grüßender Menschen. Blut, das in die Fremde gegangen ist, spricht zu Blut, das aus der alten Heimat kommt, und der Herzschlag Deutschlands schlägt schneller in beiden Söhnen der gleich geliebten Mutter.

⌘

Was man in Riga erzählt

Riga, Mitte September.

Vor kurzer Zeit noch waren alle die Menschen, mit denen man jetzt in Riga im Kaffee, am Kwas-Tisch (denn Bier gibt es seit Monaten in Riga keinen Tropfen) in ihrem Hause bei summender Teemaschine zusammensitzt, hinter der russischen Front, hatten Beziehungen — wenn auch oft nicht freundliche — zur russischen Armee, zur russischen Politik, zu Petersburg, zu Moskau. Sie haben alle ein gutes Gedächtnis, und ihre Beobachtungsgabe ist durch die Not der Zeit geschärft, so kommt in Einzelzügen und Geschichten ein deutliches Bild des Rußlands hinter der Front heraus, ein Bild, das den kaum mehr aufzuhaltenden schnellen Verfall deutlich zeigt.

❧

In Petersburg war eine junge Frau mit ihrem Mann, deutsch-russischen Offizier, während der letzten Juliunruhen. Die Verpflegung war mehr als knapp. Es gab Lebensmittelkarten, aber man bekam keine Lebensmittel darauf, wenn man auch die endlosen „Polonaisen" vor den Geschäften mitmachte. Ein Mittagessen in einem bescheidenen bürgerlichen Speisehaus kostete 24 Mark, in den besseren Gasthäusern, in denen freilich alle Delikatessen zu haben waren, lohnte es ohne 100 Mark gar nicht anzufangen. Der junge Offizier hatte eine Art Lektorat in einer Unteroffizierschule und

erlebte es jeden Tag, daß von seinen 200 Unteroffizierschülern keine zehn zum Dienst kamen. Die Kameraden machten sich lustig über ihn, daß er Dienst tue. „Aber ich kann nicht anders, ich muß hingehen," sagte der Offizier zu seiner Frau. Das waren die Deutschen, die angeblich Verrat übten und doch immer — wer kann aus seiner Haut — bis zum letzten Augenblick ihre Pf icht taten. Dabei war das Leben eines pflichteifrigen Offiziers keinen Pfifferling wert . . .

In den Julitagen durchrasten die Lastautos, auf denen Soldaten und bewaffnete Arbeiter standen oder lang lagen, die Hauptstraßen und schossen wahllos in die Menschen hinein. Man sprach mehr von der „Newafront" als von der gegen die Deutschen. Freilich auf schweren Kampf gegen die Truppen der Provisorischen Regierung ließen es die Aufständischen an der „Newafront" nicht ankommen, sie unterhandelten, und die Newa war wieder frei. Während der Schüsse und der blutigen Tumulte saßen Offiziere und Damen in den eleganten Hotels und ließen sich das Trinken auf das Woh! des Vaterlandes viel kosten. Es konnte freilich passieren, daß ein einfacher Soldat eintrat, erst dem Offizier, dann seinen Damen die Gläser fortnahm und sie austrank. Auf empörten Zuruf antwortete der Muschik ganz ruhig: „Weißt Du nicht, daß es verboten ist, Alkohol zu trinken?"

Kerenski kam nach Riga. Vom Automobil aus hielt er seine feurigen und mitreißenden Ansprachen. Zu Tausenden standen die Soldaten der 12. Armee um ihn herum. „Nur in der Freiheit kann Rußland sich zu einem schönen mächtigen Lande entwickeln, die Freiheit wird nicht nur auf den Plätzen Rigas verteidigt, sondern dort, wo die Deutschen stehen, die der russischen Demokratie den Todesstoß versetzen wollen. Dort von der Front holt euch die Freiheit . . ." Und der Diktator malte die Genüsse der russischen Freiheit bunt aus. Da stand ein Soldat auf: „Dort an der Front fliegen die Kugeln, die Kugeln bringen Tod. Ein toter Mann hat von der Freiheit gar nichts. Ich pfeife auf die Freiheit zu sterben. Ich will Frieden." „Herr Oberst," rief Kerenski pathetisch, „schicken Sie diesen Mann nach Hause mit dem Zeugnis, er wäre ein Feigling, die Armee braucht ihn nicht mehr!" Der Oberst griff an die Mütze: „Ich könnte hundert solche Atteste ausschreiben . . ." „Wir wollen es vorläufig bei dem einen bewenden lassen." Im übrigen hatten gerade die Letten beschlossen, den Mann, der nicht genug Sympathien für die lettische Republik, deren Wappen sauber gezeichnet vorlag, zu zeigen geneigt war, nicht aus Riga zu lassen, und mit knapper Not entrann Kerenski dem Anschlag lettischer Bataillone.

⌘

Auch der französische sozialistische Minister Thomas war in Riga. Er versprach sich viel von seinem Besuch an Wirkung auf die lettische sozia-

listische Partei. Aber an der Front hatte man bald heraus, daß der Franzose zum Krieg hetzte. Da nahm man Handgranaten und bewillkommnete damit das Auto des großen Phrasenmannes. Er kam in düsterster Stimmung zum Festmahl am Abend in der Stadt. Während seiner großen Rede an der Galatafel kam er immer mehr in Rührung über die Ereignisse des Tages, die ihn an Rußland verzweifeln ließen. Schließlich begann er zu schluchzen. General Dragomirow weinte, die Damen waren in Tränen gebadet. Nur Radko-Dimitriew blieb unbeweglich. „Nur wer den Russen kennt, wird diese Gesch chte ganz verstehen", sagte man mir zur Erläuterung dieses Festmahls.

⌘

Als die rigaische Schloßbrauerei noch bewacht wurde, gaben die Posten soviel von den Biervorräten heraus, daß doch noch immer ganze Kompagnien betrunken waren. Da beschloß man, die Kessel zu zerstören und den Inhalt der Fässer in die Gosse laufen zu lassen. Die Rinnsteine schwammen von dem köstlichen Naß, und die Kirgisen, deren Juchtenlager dicht vor Riga stand, legten sich lang auf die Erde, um zu trinken. Die anderen ahmten das gute Beispiel nach, und bald sah man das sonderbare Bild ganzer Scharen auf der Erde liegender und sich betrinkender russischer Soldaten. Trotzdem sind wohl in einigen Brauereien noch kleine Vorräte geblieben, denn als sich die Armee von Olai zurückzog, wurde eine Kompagnie in

eine Brauerei gelegt, betrank sich unmäßig und war nicht zum weiteren Marsch zu bewegen. Der Hauptmann war verwundet. Da ging seine Frau, eine frühere russische Schwester, die schon draußen bei der Truppe gewesen war, in den Raum, hielt den Revolver hoch und sagte: „Ich führe jetzt die Kompagnie! Wer noch einen Schluck trinkt, den erschieße ich. Nehmt die Gewehre und Marsch!“ Die Kompagnie schrie „Hurra“, und die Frau Hauptmann führte die Kompagnie und ritt an ihrer Spitze nach der großen Rückzugsstraße nach Wenden. Neben dem charakteristischen russischen Merkmal des völligen Stimmungsumschlages vor der Entschlossenheit zeigt die Geschichte aber auch den großen russischen Offiziersmangel, der es dazu kommen läßt, daß eine Frau eine Kompagnie im Felde führt.

⁂

Der Kampf Kornilow-Kerenski, der sich im großen auf großer Bühne abrollt, wurde täglich überall im kleinen gekämpft. Macht stand gegen Macht, die Masse jubelte dem zu, der gerade sprach. Der Gefreite Romm, der Vorsitzende des Arbeiter- und Soldatenrates von Riga, sagte, wenn ihn ein General telephonisch anrief, nach Abheben des Hörers, so daß ihn der andere verstehen mußte: „Was will der alte Esel wieder von mir“, und laut weiter: „Ich habe jetzt keine Zeit!“ Aber sein Schreiber, dem er einen Befehl diktieren wollte, entgegnete seelenruhig dem Volksmann: „Jetzt gehe ich essen, Bürger Gefreiter Romm“, und der

große Gefreite fügte sich schweigend. Recht hat der, der gut reden kann, das war schon gesagt. Als ein Deut cher während der Revolutionszeit bei einem Prozeß erklärte, man könne es ihm nicht übel nehmen, daß er Sympathien mit Deutschland habe, er sei deutschen Blutes und Rußland habe ihm alles genommen, ihm immer nur geschadet, ließ man ihm das ruhig hingehen, weil Meinungen frei wären, und er die seine gut vertreten habe.

⌘

Auf dem Kongreß in Moskau sprang ein Mann auf die Rednertribüne und schrie in den Saal: „Ich bin Monarchist.“ Es sah zunächst aus, als ob der Mann in Stücke gerissen werden würde, dann aber sprach er weiter: „Trotzdem schätze ich den Arbeiter- und Soldatenrat und die Provisorische Regierung sehr. Man weiß, daß unsere Eisenbahnmaschinen alle todkrank sind, daß unsere Bahnschwierigkeiten die Wurzel alles Übels sind. Eine leichtsinnige Regierung würde mit schnelleren Taten dem abzuhelfen suchen. Unsere Provisorische Regierung ist vorsichtig. Sie berät ein solch wichtiges Problem erst ordentlich. Sie betrachtet alles Für und Wider, sie arbeitet wochenlang, um eine Kommission zusammenzubekommen, und die Kommission braucht einen Monat, um einen Vorsitzenden zu wählen.“ Das erste Beifallsklatschen dröhnte auf, und so ironisierte der Mann, der sich öffentlich als Monarchist erklärt hatte, vor den Führern Rußlands erbarmungslos das herrschende

System, und der Saal war erfüllt von den Beifallsrufen der entzückten Hörer.

❧

Aus diesen Geschichten spricht Rußland, Rußlands irrende, suchende, zerrissene Seele. Aber auch aus der slawischen, fast hysterischen Selbstaufopferung der Kornilowschen Todesbataillone bei Stanislau sprach Rußland. Sie wollen den Frieden, und sie wollen den Krieg. Alles ist schwankend. „Wir können fest nur auf unsere Kräfte rechnen und rechnen damit,“ sagte mir Generalfeldmarschall Hindenburg einmal. Da liegt der Kern: eine siegreiche deutsche Armee im Osten bringt uns dem Kriegsende mit Rußland auch auf politischem Gebiete näher. Das hat auch der Fall von Riga und seine Bedeutung für Rußland gezeigt.



Die Einnahme des Brückenkopfes von Jakobstadt

Bei Jakobstadt, 24. September.

Am 21. September morgens. Seit ½4 Uhr dröhnen die im Halbkreis hinter der weit vorspringenden Nase der Rosheſtellung aufgestellten deutschen Geschütze und langen mit ihren Gasgranaten nach den russischen Artilleriestellungen. Auf dem schmalen Raum von etwas über einem Kilometer ist eine furchtbare Masse von Minenwerfern, schweren und leichten, konzentriert. Die Lehmhügel gegenüber den deutschen Stellungen liegen noch still in dem Morgenlicht, nur von den Stellungen auf dem tieferen Teil des Bergrückens gehen die gelbbraunen Wolken der Granataufschläge ununterbrochen in die Höhe. Die Russen schieben ihre Reserven nach vorn. Ihre Artillerie sucht den deutschen Aufmarsch zu stören, sie tastet in die Rosheſtellung mit schweren 24-cm-Granaten hinein. Es ist ein kritischer Augenblick, ein Treffer in die aufgestapelte Minenmunition kann schweres Unheil anrichten. Die deutschen Batterien schlagen weiter. Bald wühlen sich nur noch einzelne russische Granaten in den aufgelösten Lehmboden, die russischen Artilleristen haben ihre Geschütze

verlassen, noch auf der Flucht reißt sie der Tod auf die feuchte Erde.

Die Russen wollen unter allen Umständen halten. Sie schieben Reserven nach vorn. In dem Augenblick setzt das Minenfeuer auf die erste Stellung ein. Der Bergrücken zittert unter der Wucht der Minengarben. Als ob riesige Rammen in mächtigen Stößen die Stellung mit allem, was in ihr lebt und atmet, in die Erde stampfen wollten. Es ist kein einzelner Ton mehr zu unterscheiden. Eine dunkelbraune Wolke liegt über dem Hügel. Die Welt scheint erfüllt zu sein von dem donnerdunklen Ton der Schlacht. Plötzlich ebbt das Brausen ab. Aus den deutschen Stellungen brechen die grauen Wellen der deutschen Sturmtrupps hervor.

Das Unternehmen ist auf Wagnis gestellt: aus zwei ein paar hundert Meter voneinander getrennten Landzungen sollen sich zwei mächtige Heersäulen entwickeln, um in das Herz der russischen Stellung zu stoßen. Die Spitzen haben sich um nichts zu kümmern, nichts, was ihnen zur Seite geschieht, darf sie aufhalten, was sich hinter ihnen in der überrannten Stellung an Kampf entwickelt, muß ihnen gleichgültig sein. Ihr einziger Befehl lautet: Vorwärts, was die Kräfte hergeben wollen! Hinter ihnen kommt es an vielen Stellen zum Grabenkampf, Maschinengewehre hämmern . . . Die Sturmtrupps rasen vor, und sie nähern sich mit den Hauptkräften den Höhen von Renneberg, die der beherrschende Punkt, der Schlüssel der russischen Stellung sind.

Die Operation entwickelt sich nun genau nach dem Plan der kühnen Anlage weiter. Die „Roshe"-Gruppe rollt nach rechts die russischen Stellungen auf, indem sie Kräfte abzweigt, ein größerer Ast der aus dem dicken Stamm hervorgewachsenen Heersäule zweigt nach dem Susseiflüßchen ab, das um 11 Uhr 15 Minuten überschritten wird. Die Russen werfen ihre letzten örtlichen Reserven heran, um Zeit zu gewinnen, ihre bedrohten Verbände über die Düna zu retten. Die Regimenter der kaukasischen Schützendivision, die von Jakobstadt herankommen, schlagen sich gut, es gelingt ihnen sogar, unsere Spitze im heftigen Nahkampf zurückzudrücken. Ihre Tapferkeit ist vergeblich. Wieder wie bei Riga ist festzustellen, daß sich der russische Soldat noch gut schlägt, daß aber die Führung kopflos handelt. Namentlich die höhere Führung kennt den Willen zum Siege überhaupt nicht mehr. Trotzdem die Russen von dem Angriff auf Jakobstadt wußten, hatten sie nur örtliche Reserven herangezogen, ein paar neue Stellungen ausgehoben, und wieder wie bei Riga, wie bei Czernowitz gelten die Angriffe, in denen die russischen Regimenter aufgeopfert werden, nur dem Zweck, den Rest der Armeegruppe zu retten.

Während so hinter der Sussei Teile unserer „Roshe"-Gruppe in heftigem Kampf stehen, stürmt die Hauptgruppe die Höhen von Renneberg schon um etwas vor 10 Uhr. Damit wird der von dem anderen Höhenzug im Sumpfgebiet gegenüber dem Dorf Russait aufgebrochenen zweiten

Gruppe der Weg erleichtert, sie kommt in dem schweren Hügelgelände vorwärts, um 4 Uhr 30 Minuten wird Gut Dannenfelde erreicht.

Seit Mittag strömt ein heftiger Regen hernieder, bis über die Knie sinken die Stürmenden in den fetten Lehmboden ein. Die Kolonnenpferde sinken in den Sielen an den Wegen zusammen, die Wagen und Geschütze und Protzen kommen bis zu den Achsen in den Morast. Von den Höhen am jenseitigen Dünaufer belegen die Russen die Straße mit schwerem Geschütz, hinter den Regenschleiern kann unsere Artillerie die russische Artillerie nicht finden, die Flieger können kaum mehr beobachten. Trotzdem sausen sie unter den Regenwolken in 30 m Höhe über die Wälder, zeigen der Infanterie den Weg, und die Maschinengewehre der Schlachtflieger erschüttern die Russen. Es gab an dem Tage kaum ein Flugzeug von der Staffel des Prinzen Friedrich Sigismund von Preußen, das nicht von Kugeln durchlöchert worden wäre, der Prinz selbst ging seiner Staffel in dem schweren Dienst bei böigem Wind und immer wieder niederströmendem Regen voran.

Die ersten Patrouillen erreichen die Höhe 159 bei Alt-Seelburg, und damit ist für die Russen in der Dünaschleife kein Halt mehr, noch vor der frühen Dunkelheit ist dieser Teil des Schlachtfeldes von den Russen gesäubert.

Im Süden haben sich inzwischen in den Wäldern vor Jakobstadt schwere Kämpfe entwickelt. Auch

unsere herangeführten Reserven können den Widerstand in den feuchten Wäldern in der regendunklen Nacht nicht brechen. Es geht nur langsam weiter. Von Jakobstadt leuchtet Flammenschein herüber, die Russen brennen den ganzen Stadtteil an der großen Eisenbahnbrücke nieder. Um 4 Uhr morgens des 22. September dringen dann nach furchtbar angreifendem Marsch die ersten Truppen in Jakobstadt ein. Mehlvorräte, Lebensmittel aus den russischen Magazinen liegen auf den Straßen umher. Die Truppen sind selbst zum Kochen zu erschöpft, und die wenigen gebliebenen Einwohner, meist alte, zermürbte Menschen, bergen das feuchte Mehl in ihren Holzhäusern. Die Eisenbahnbrücke ist gesprengt, vom anderen Dünaufer schlagen die Garben der Maschinengewehre in die Straßen, die zur Düna führen. Es ist kein freundlicher Aufenthalt in dem einmal ganz freundlichen Dünastädtchen.

Von drei Seiten wird dann der letzte Südzipfel um Liewenhof gesäubert. Über 400 qkm sind in noch nicht zwei Tagen vom Feinde gereinigt, fast 5000 Mann sind gefangen, die Geschützbeute wächst stetig, da überall in den Wäldern noch Geschütze gefunden werden. So fiel uns unter anderem der „schwere Max" in die Hände, ein schweres Langrohrgeschütz, das auf einem Eisenbahnwagen montiert war und unsere Leute, die ihn auch den „einsamen Wanderer" nannten, oft genug belästigt hat.

⸭

Über dem Schlachtfelde hängen schwere Regenwolken. Die Roshe-Höhe ist ein Chaos von Trichtern, in denen sich das Regenwasser sammelt. An Stellen liegen die russischen Leichen zu Hunderten nebeneinander. Die Wege sind tiefer brauner Brei. Die Kolonnenpferde dampfen. Frierend wartet die Artillerie auf den Abmarschbefehl. Infanteristen stehen an kleinen Feuern und wärmen die armen nassen Füße. Die Gulaschkanone einer Sanitätskompagnie gibt Erbssuppe aus. „Gott sei Dank, wenig Tote, nicht viel Verwundete,“ sagt der Stabsarzt und tritt mit den Füßen hin und her vor Kälte. In einem großen braunen Zelt liegen verwundete Russen, ein deutscher Sanitätssoldat trägt einen am Fuß verwundeten Infanteristen zu den anderen. Der junge Mensch reitet auf der Schulter des bärtigen Mannes. Die Artillerie fährt an, tief sinken die Räder ein, die Peitschen klatschen. Regenschauer schlagen über die Kiefern, die im Winde beben. Von der Düna her löst sich ein schwerer Schuß und hallt dumpf in den dichten Regenschleiern.



Das Unternehmen gegen Oesel

Die Vorbereitungen

Libau, Anfang Oktober 1917.

Sonntagabend in Libau. Die Kornstraße ist erfüllt von einem Strom von Soldaten und Matrosen, es geht ein leichtes Dröhnen über das Pflaster von den eisenbeschlagenen Schuhen der vielen Tausend Mannschaften, die Urlaub vom Massenquartier oder vom Schiff haben. Die Kinos sind überfüllt, das hübsche Libauer Theater kann keinen Mann mehr fassen. In den kleinen Kaffeehäusern erzählt sich Marine und Landheer, „was man alles geschmissen habe". „Aber Wasser hat keine Balken nich!" „Junge, Junge, dat wird ne dolle Geschichte, wenn du erst in der Ostsee ersaufen tust!" Draußen geht ununterbrochen der Menschenstrom weiter, dem Kurhaus-Prospekt entlang zum Strand, wo vom Kurhaus die Musik über den breiten weißen Sandstreifen flattert und hinausschlägt auf die leichtbewegte See, der sich in kurzer Zeit all dies atmende und lachende Leben anvertrauen will.

In der Muße, in dem alten Libauer Gesellschaftshaus, das jetzt Offizierskasino ist, spricht man nicht von dem, was alle wissen. Es liegt ein

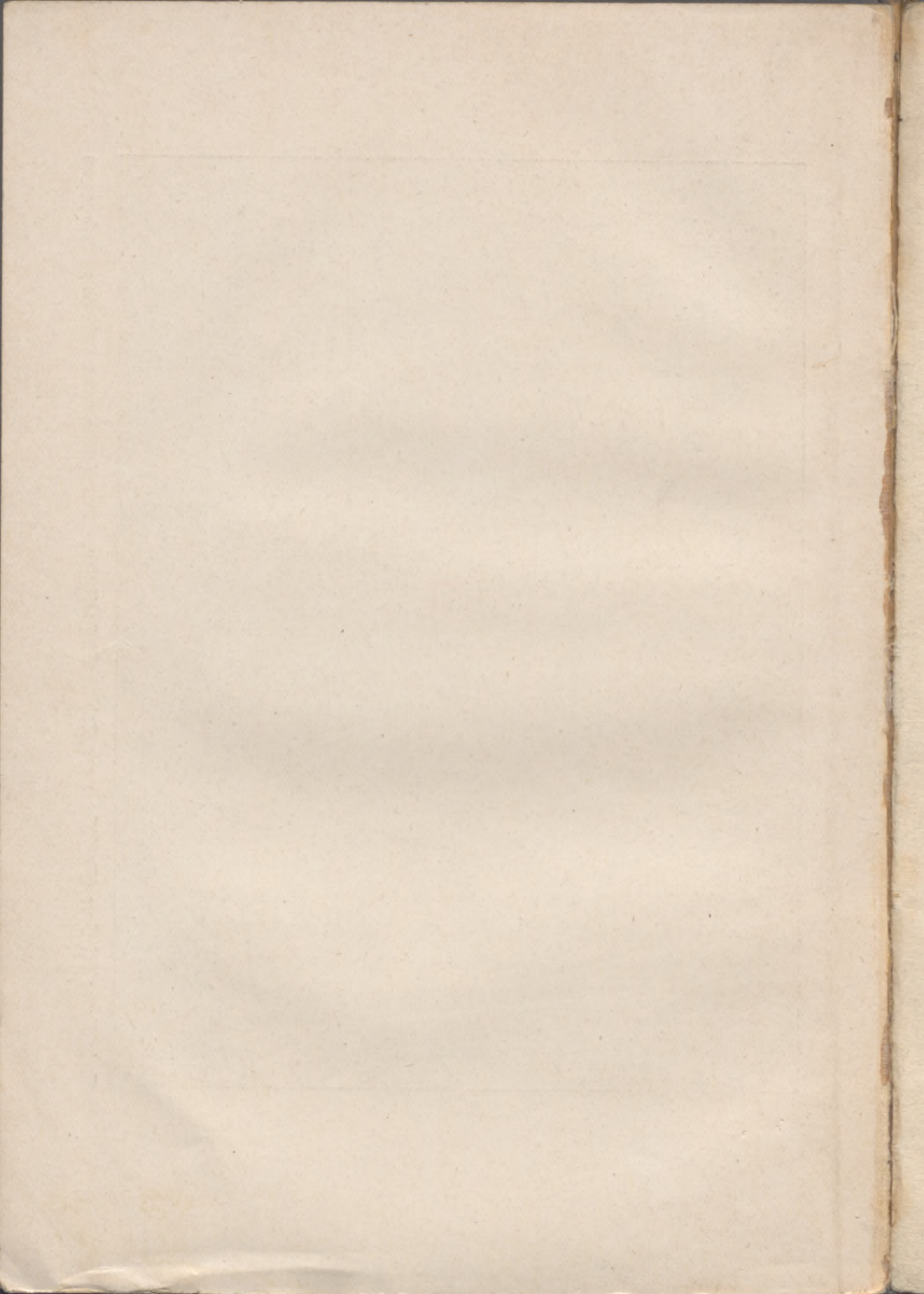
durchsichtiges Geheimnis über Libau. Die Vorbereitungen der Flotte sind nicht leicht zu übersehen. Aber das Ziel? Genau wie vor dem Falle Riga Kornilow in Moskau erklärte, daß der Feind mit eisernen Hämmern an die Nordfront poche, hat diesmal Kerenski eine Rede gehalten, in der er die finnischen Sozialisten tadelte, die den Maximalisten Beifall klatschten, aber er sprach davon, daß währenddem die deutsche Flotte den Schlag gegen den Finnischen Meerbusen vorbereite. Also Schweigen. Der Name „Oesel" erzeugt eine Spannung, die sperrende Insel vor dem Rigaischen Meerbusen, von der die Klugen nicht sprechen und von der die Halbwissenden plappern, beherrscht die Gedanken.

Zum zehntenmal lese ich den Passus im Reisehandbuch: „Die Insel Oesel, estnisch Kure-Saare (d. h. Kureninsel, oder Saare-Maa (d. h. Inselland), 2610 qkm groß, mit 65000 meist estnischen Einwohnern, ist wie Gotland eine Kalktafel mit oft nur dünner diluvialer Bedeckung und bildet mit Moon, Runö und anderen Inseln den livländischen Kreis Oesel. Die kleinen Pferde von Oesel sind feurig und ausdauernd." Das ist ungefähr alles, was da von Oesel gesagt ist, dazu lehrt noch die livländi che Geschichte, daß die Bewohner von besonders trotzigem und kriegerischem Geist waren. Die kleine Hauptstadt Arensburg hat 5000 Einwohner und war in Friedenszeiten ein gern besuchtes Bad.

Im Kriege haben die Russen bei Arensburg eine ihrer stärksten Flugzeugstationen gebaut und



Trainkolonne bei ihrer Einschiffung am Kai im Heimatshafen. (In den Kisten werden die Pferde an Bord gezogen)



eine noch größere auf die Südspitze der Insel gelegt. Hier sitzt der Chef des russischen Flugwesens, hier sind im Winter — wie mir die Marineflieger, die ja oft genug über Oesel gewesen sind, erzählten — starke neue Batterien mit mächtigen Langrohrgeschützen eingebaut worden. Leicht ist das Unternehmen, das in Libau vorbereitet wird, nicht, darüber ist man sich klar, aber die Vorbereitungen sind umfassend genug, um der Schwierigkeiten Herr zu werden.

An den Kais liegen die mächtigen Transporter bereit zum Auslaufen. Große weiße Zahlen am Bug unterrichten die Truppen, in welches Schiff sie eingeladen werden. Die Namen sind halb verwischt, man erkennt noch einen mächtigen Italiener, ein paar Engländer. Dazwischen liegen die Sperrbrecher, die mit Tonnen und Holz beladen sind, um noch schwimmfähig zu bleiben, wenn sie auf Minen laufen. Pinassen jagen an unserer, mit der wir in den Kriegshafen fahren, vorbei. Wachtschiffe sausen zum Hafenausgang. Große und kleine Torpedoboote legen an und werfen los. Das gleiche tätige, fibrige Leben wie in der Stadt herrscht im Hafen. Da kommen ein paar Kaiboote, in denen Landratten sitzen und rudern. Die Soldaten haben Schwimmwesten an und bringen ihre Boote, in denen sie üben, ganz tapfer vorwärts, aber: „Gott, sehr schön sieht's ja nicht aus!" meinte der Marineoffizier auf unserer Pinasse. Im Kriegshafen liegen die schlanken, grauen Wunderwerke von Stahl und Eisen, die Reichsflagge

weht über ihnen im harten Wind. Signale gehen hoch. „Wir wollen Wasser nehmen. Boote legen an. Dunkel sehen die Geschützpforten aus dem Grau der Panzer. Im inneren Hafen schaukeln die kleinen Todsucher, die Minensuchboot-Divisionen, eine graubraune Masse, die eng nebeneinander liegt. Auch sie sind bereit zur Fahrt über dem Tod, zur letzten Räumungsarbeit. Draußen über der Mole am grauen Horizont kommt Rauch hoch. Eine Torpedoboots-Flottille kehrt zurück. Wasserflugzeuge gleiten auf die breite Hafenfläche nieder. Die Bomben hängen im Scharnier, die Maschinengewehrtrommeln sind gefüllt. Es ist so weit. Noch schlagen weiße Spritzer gegen die mächtigen Zementblöcke der Molen, aber sie werden verebben, und dann ist der Augenblick da, auf den wir hier alle warten: „Einschiffung".

Die Fahrt

Auf S. M. Kleinem Kreuzer . . .,
11. Oktober.

Einschiffung. Die Straßen von Libau werden leer. Die großen Transportschiffe füllen sich. Die große Maschinerie setzt sich in Bewegung. Um Mittag des 10. sieht man draußen mächtige „Kasten" in der offenen See liegen. Die Stäbe sind schon an Bord. Nur noch die Abteilungen, die auf Torpedoboote oder auf eins der kleinen Spezialschiffe kommen, sind an Land. Gegen

Abend rauscht dichter Herbstregen nieder. Grau unter den grauen Schleiern liegen die Schiffe und warten auf den Morgen des ersten Operationstages. Unaufhörlich trommelt der Regen gegen die Scheiben. Morgens um 4 Uhr gibt es einen Schluck heißen Kaffee, um ½5 Uhr marschiert das Bataillon, das mit zu allererst an Land gehen soll, um den Brückenkopf zu bilden, an die Liegestelle des Kleinen Kreuzers B., der 600 Mann aufnehmen soll. Zu zweien und zweien ziehen sie über den Holzsteg.

Von allen Schiffen wehen Rauchfahnen, Torpedoboote ziehen langsam an uns vorüber, die Schlepper keuchen vorbei. Ein ganz leichter Wind hat die Regenwolken vertrieben, die Kriegsflaggen flattern an den Toppen. Die Stahltrossen des Schleppers spannen sich. „Achtern klar.“ Langsam schiebt sich das ölbedeckte Hafenwasser zwischen Bordwand und Kai. Ein Meter, zwei Meter. Wir sind in der Mitte der Fahrstraße. Der Schlepper wirft ab. Ein großes Torpedoboot rauscht vorbei. Unser Schiff zittert leicht, die Schrauben drehen sich, wir sind in Fahrt und hängen uns an das Torpedoboot. Die Blinklichter an der Hafeneinfahrt leuchten durch den grauen Morgen. Die Bordwände gehen langsam auf und nieder, die Ostsee empfängt uns mit starker Dünung. Wie ein Fächer breitet sich die Bugwelle. S. M. S. B. ist in Fahrt.

Auf der grauen, tiefatmenden See breitet sich um uns das Geschwader aus, von dem wir ein

Pünktchen bilden, ein kleines Rad in dem Uhrwerk dieser Expedition. Vor uns fahren die Torpedoboote, über Backbord sieht man die Kreuzer und Schiffe der Hochseeflotte, wie Wolkenburgen heben sich ihre grauen Stahlleiber vom fast weißen Horizont. Hinter uns fahren die Dampfer, die, wie das kleine Kriegsschiff, die ersten Sturmtrupps tragen, hinter ihnen schieben sich die schwarzen und grauen Umrisse der großen Transporter näher. Zur Seite sausen wieder die Wächterhunde, die Torpedoboote, die gegen U-Boot-Angriffe sichern.

Der erste Offizier steht in der kleinen, hübschen Messe: „Die Herren Offiziere . . .“ Es geht an das Verteilen der wenigen Kabinen, wir bekommen unsere Schwimmwesten und als Instruktion: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht, wenn . . .“

Dies „Wenn“ enthält alles, was der Expedition drohen kann. Die Torpedos der U-Boote, die Minen, das Seegefecht. Die Minensuchboote haben schwer gearbeitet, aber absolute Sicherheit gibt es nicht. Es ist, weiß Gott, keine Spazierfahrt durch die schmale Fahrstraße der russischen Minenfelder. Und dann, der große Apparat schreit das Unternehmen weit hinaus über See: eine kleine graue Spitze kann für den Bruchteil einer Minute über das Wellengekräusel blicken, und dann saust das Torpedo mit 30 Seemeilen Geschwindigkeit gegen die Bordwand.

„In Flandern sind die Chancen ebenso groß“, sagt ein Leutnant. Die Sonne scheint. Die „dicken Kähne“ glänzen grau schimmernd auf. Die

paar ersten Stunden, da mancher still zur Bordwand ging, sind vorüber. „Das ist 'ne feine Sache, Junge, tosammen mit der Marine!"

Um 4 Uhr nachmittags wird der neue Heeresbericht und der Pressedienst in der Messe verlesen. „Was werden die Engländer zu unserer Oesel-Expedition sagen?" meint jemand im Anschluß an das übliche Kriegsgespräch, das sich entwickelt. „Sie werden erklären, Oesel wäre ganz unwichtig." „Aber eins steht fest," sagt der erste Offizier, „bei den Vorbereitungen dieser Übersee-Expedition ist doch wieder aufgestoßen, was für Schwierigkeiten die englische Flotte bei der Landung in Gallipoli überwinden mußte und was es an Schiffen kosten muß, die Armeen in Saloniki, in Mesopotamien und Ägypten zu unterhalten. Und wieviel Mannschaften und Material dieser Schiffsdienst verschlingen muß!"

Es wird früh dunkel. Der Regen hat nachgelassen, und der Sternenmantel liegt über der schwarzen See. An Bord darf kein Licht brennen, man erkennt nicht den nächsten Mann. Eine Stimme fängt an zu singen. Viele fallen ein, und nun singen die Kompagnien, und die Stimmen schlagen empor über den Gedanken an den Wellentod, den die Schwimmwesten, die jeder trägt, immer wachhalten. Ich habe im Felde viel singen hören, diesen ergreifenden Marschgesang, seltsam anschwellend und sinkend, wenn sie zur Schlacht zogen oder den hellen Klang beim Marschieren durch eroberte Städte. Dies Singen auf dem Schiff bei

der Fahrt ins Ungewisse war vielleicht das Schönste. Die deutsche Sehnsucht fuhr mit unserem Schiff, und frischer Wagemut auch. „Vielleicht scharrt man schon morgen ein die ganze Kompagnie . . . Ich hör' ein Mühlrad rauschen . . ." Und dann eine frische helle Stimme:

„Wo sollen die Soldaten tanzen, Musketier und Leutenant?
Zu Oesel, auf der Schanzen, da wollen die Soldaten tanzen.
Kapitän, Leutenant, Fähnderich und Sergeant.
Nimm dein Mädel, nimm dein Mädel, nimm dein Mädel bei der Hand.
Offiziere und Soldaten!"

Es wird stiller. Die dunklen Schwingen der Nacht rauschen über das Schiff. Wir haben den Kurs gewechselt und fahren auf den festgelegten Punkt jetzt in gerader Richtung gegen die Taggabucht mitten durch das Minenfeld.

Die Mannschaften schlafen eng aneinander gedrückt. In den Kajüten ist es unausstehlich dumpf. Das Schiff beginnt zu schlingern. Meine Hängematte schaukelt. Zwischen Träumen und Wachen klingelt jemand dicht an mein Ohr. Das Bewußtsein wird wach. „Alarm!" Das Land ist in Sicht. Wir sind vor der Taggabucht. Auf Deck streckt alles die Arme, dehnt sich. Eine graue Wolke liegt dunkel am hellgrauen Horizont: „Oesel".

❀

Landung und erste Gefechte

Bei einem Regimentsstabe auf Oesel,
12. Oktober.

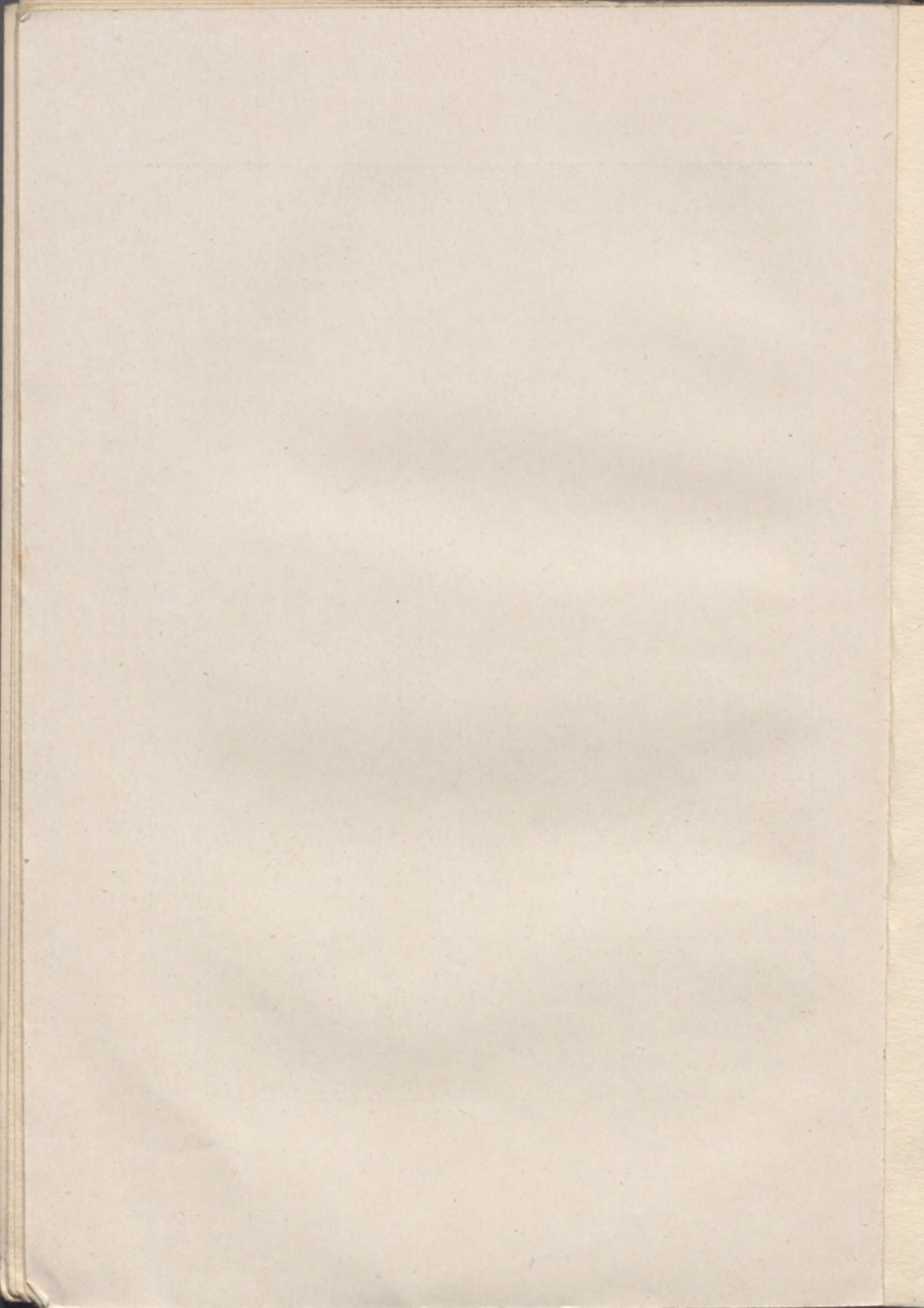
Um 5 Uhr morgens war das Land deutlich zu erkennen, die dünne lange Linie eines Leuchtturms, ein Kirchturm, die dunklen Umrisse von Wald. Die stille Taggabucht, an die sich die Wälder schmiegten — ein paar Fischerhäuser standen verschlafen am Strand —, wurde nun in den nächsten Stunden der Schauplatz des großartigen Landungsmanövers. Dicht hinter dem kleinen Kreuzer, auf dem ich mich befand, rauschten wie eine Schar wild vorwärtsrudernder Wasservögel die Pinassen der Kriegsschiffe, die aufgenommene Sturmabteilungen an Land setzen sollten. Die Torpedoboote sausten in voller Fahrt auf das Land zu, und im Kielwasser unseres Kreuzers fuhren die zwei Frachtdampfer, die die ersten Bataillone trugen. Wie Gewitterwolken lagen fern am Eingang zur Bucht die großen Schiffe der Hochseeflotte zwischen der dämmergrünen See und der Horizontlinie. Gegen 6 Uhr blitzte es auf See auf, der Horizont wurde überflammt. Die Langrohre begannen die beiden schweren Batterien auf Kap Hundwa und Kap Ninnast zu beschießen. Die ersten Boote waren schon an Land. Kleine schwarze Gruppen gingen über den hellen Strandstreifen und verschwanden im Wald. Plötzlich erwachte die Bucht. Schrapnellwolken flatterten über Strand und Boote, Schrapnellwolken ver-

wehten über den Torpedobooten. Unaufhörlich folgte Abschuß und Einschlag. Die Torpedoboote antworteten. Unser kleiner Kreuzer, dem eine Ladung zugedacht war, wechselte den Platz. Inzwischen kamen die ersten Boote längsseit, die Infanterie kletterte die Leiter hinab. Keine Welle kräuselte die Bucht, der Wind kam vom Lande, so daß der Sprung in das ruhig liegende Boot nicht schwer war. Sie stießen ab. Immer größere Gruppen bildeten sich am Strand, formierten sich, verschwanden hinter den kleinen Fischerhäusern oder im Walde. Die russische Artillerie hörte auf zu schießen. Die Boote kamen zurück, um den neuen Schub zu holen und brachten schon ein Dutzend Gefangene, russische Artilleristen, mit. Die Leute waren heilfroh, daß sie aus Überraschung und Schlaf so schnell in die Gefangenschaft gekommen waren. Ihre Kokarden waren rot übermalt und auf der Brust trugen sie rote Seidenschleifen mit Messing-Denkmünzen zur Erinnerung an den „27. 2. 1917“. Unsere Leute wurden ungeduldig. „Nun mußte fix mache, zonscht fange se uns noch alle Russe fort, bis wir da sein!“ sagte ein Mann zu dem Matrosen, der mit unerschütterlicher Ruhe Kommißbrot nach Kommißbrot in das letzte Boot gleiten ließ. „Du kriegst noch schnell genug deine blaue Bohnensuppe, mein Jung, nur immer Ruhe!“ sagte der riesige Mann in der Linienschiffsbarkasse.

Ich verabschiedete mich von Kapitän und Ersten Offizier mit einem Blick von dem kleinen alten Schiff, das Tirpitz einmal vor vielen, vielen



Truppen gehen im Heimatshafen an Bord eines Transportdampfers



Jahren geführt hatte, von der Marine, deren Ruhe und Sicherheit und haargenaue Arbeit ich in diesen letzten Tagen jede Stunde bewundert hatte. Das Boot warf los. Wir fuhren die tausend Meter zum Land in Richtung der drei kleinen Fischerhäuser. Vom Waldrand wehte die deutsche Fahne. Die Marine hatte schon ein paar Böcke ins Wasser gelegt, über die Bretter führten. Ein kleiner Sprung, ein paar Schritte, wir standen an Land. Über den steinigen Strand ging es zum Waldrand. Bei den Häusern standen ein paar Offiziere. „Ihr Regimentsstab ist den Waldweg längs der Küste nach Süden weiter gegangen," bekam ich Auskunft. Rechts vorwärts fielen Infanterieschüsse. „Eine Abteilung hat eben die schwere Batterie am Westkap genommen." Das war die erste Siegesnachricht, die ich auf Oesel erhielt. Durch den Kiefernwald marschierten wir dann vorwärts, an einer Wegkreuzung stand der Oberstleutnant. „Guten Morgen auf Oesel! Wir haben eben sechs Feldgeschütze erobert!"

Von dem Weg aus dem Innern wurde ein Reitpferd herangeführt, das erste Beutepferd, und bald rollten auch ein paar Bauernwagen mit den flinken kleinen Oeselkleppern zu dem sich formierenden Regiment. „Die Höhe einen Kilometer südlich der Spitze der Bucht ist von uns schon besetzt. Regimentsstab setzt sich in Marsch," sagte der Kommandeur.

Um uns rauschte der Kiefernwald unter dem jetzt strömenden Regen. Wieder wurde ein Ar-

tillerist gefangen zurückgebracht. Es war ein ehemaliger russischer Polizist, der erst seit der Revolution in das Heer eingestellt war. Sehr viel Spaß schien ihm der Krieg nicht zu machen. Er sagte aus, daß drei Regimenter auf Oesel ständen, außerdem Artillerie. Sein Artilleriepolk sei erst seit kurzem auf der Insel. Als er ablösen wollte, fand er die Geschütze verlassen, das abziehende Regiment hatte nicht auf die Ablösung gewartet, sondern war einfach abmarschiert. Seit neun Tagen hatten sie die Deutschen erwartet, jeden Tag habe es Alarm gegeben, bis schließlich niemand mehr an den Ernst glaubte. Im übrigen sei ein Divisionsbefehl da, die Insel unter allen Umständen zu halten. Aber als der Leutnant geweckt wurde, es seien Schiffe in der Bucht, habe er geantwortet, es könnten nur russische sein, man solle ihn schlafen lassen. Und dann seien schon die Deutschen in der Batterie gewesen. Er trottete geduldig neben uns her.

„Regiment setzt sich in Marsch, Richtung Kielkond," befahl der Oberstleutnant. Wir knöpften die Gummimäntel fest zusammen, vor uns, hinter uns marschierende Infanterie. Der Vormarsch auf Oesel hatte begonnen. Ein Blick durch lichteren Wald zurück in die Bucht: eben lief mit wehenden Rauchfahnen die Transportflotte ein, die große Operation begann.

❀

Die Eroberung von Oesel

Arensburg, 14. Oktober 1917.

Die außerordentlich hohe Durchschnittsselbständigkeit unserer Armee, das richtige, entschlossene Handeln jedes einzelnen Mannes wirkte mit einer bewundernswert vorsorglichen und zielsicheren Führung zusammen. Schon im Laufe des ersten Tages war das Regiment mit allem Gerät vollständig marschfertig, und die Bataillonsführer und Ordonnanzoffiziere trabten auf erbeuteten Pferden, und die Munition fuhr auf Bauernwagen mit dem Regiment.

Über Kähhilla zog das lange graue Band der marschierenden Infanterie nach Läge, das um 11 Uhr erreicht war.

In einem kleinen Haus am Wege hielt der Regimentsstab. Die Bataillone entwickelten sich gegen Kielkond in strömendem Regen. Die kleinen Kinder des estnischen Bauern schrien vor den Fremden, und der Adjutant mußte sie erst beruhigen, als der Kommandeur um 11 Uhr 30 Minuten den Befehl ausgab, Kielkond frontal und vom Osten anzugreifen.

Über Heideland, das dicht mit Wacholder bestanden war, folgte das nicht eingesetzte Bataillon. Plötzlich entwickelte sich zur Seite ein Gefecht. Eine Kompagnie war überraschend auf zwei russische Flugabwehrgeschütze, 10 cm-Langrohre, gestoßen und nahm die Geschütze im Sturm.

Der spitze Kirchturm von Kielkond ragte schon nahe, weiter westlich von der Flugstation Pappenholm stiegen Rauchwolken hoch. Der Regimentsstab erreichte das Küsterhaus von Kielkond, im langgedehnten Flecken sollten nach der Aussage eines estnischen Heilgehilfen keine Russen mehr sein. Da knatterten Schüsse los, die Russen versuchten durchzubrechen. Vor dem Kirchhof kam es zum Gefecht. Von Pappenholm her raste eine russische Maschinengewehrabteilung heran, um zu flankieren. Sie wurde von der Umgehungskolonne gefaßt und völlig zusammengeschossen; sie bot auf den höherliegenden Weg glänzendes Ziel, nicht ein Pferd entkam von den bespannten Wagen. Es wurde gegen 3 Uhr. Der Kommandeur rief den Hornisten, der stellte sich auf die hohe Gartenmauer des Küsterhauses und blies: „Das dritte Bataillon! Seitengewehr pflanzt auf!“ Und dann: „Vorwärts marsch!“ Kartoffelsupp, Kartoffelsupp. Das Signal zum Avancieren schmetterte über das Feld. Das Regiment mußte vorwärts, die Russen durften sich nicht setzen, Schnelligkeit war alles. Der Waldrand warf die Hurras zurück. Das Feuer verstummte, ein paar Minuten später wurden die ersten Gefangenen zurückgeführt. Um 3 Uhr 20 Minuten kam die Meldung, daß die Flugstation Pappenholm auch genommen sei, 5 Flugzeuge, alle unbeschädigt, ein Auto, Motorräder, Material sei erbeutet, die Hallen unbeschädigt, das Wohnhaus brenne, der Oberstleutnant, Kommandant des Platzes, sei gefangen.

Kielkond war nun fest in der Hand des Regimentes und damit der Anfang der großen Straße nach Arensburg, die Hundwa-Halbinsel war gesäubert, so daß bei dem gleichzeitigen Vorgehen im Osten die Reede für die Transportflotte gesichert war. Mit diesem Augenblick war Oesel für die Russen eigentlich schon endgültig verloren. Das Regiment setzte sich noch am Spätnachmittag gegen Arensburg in Bewegung.

Die Straße war aufgeweicht, und aufs neue setzte gegen Abend Regen ein. Wir hatten keinen trockenen Faden am Leibe, und trotz der Riesenmarschleistung war die Infanterie noch guten Mutes. Regendunkler Wald rauschte zu beiden Seiten der Straße. Quartier sollte in Moennust auf halbem Wege nach Arensburg sein. Kurz vor Moennust bekam die Vorhut Feuer. Maschinengewehre hämmerten durch die Dunkelheit. Hindernisse wurden erkannt. Es war unnütz, während der Nacht anzugreifen. Wenn es geht, jedes Opfer vermeiden. Viel weiter konnte man doch nicht kommen. Morgen würde Artillerie da sein, also: Alarmquartiere vor Moennust. In einem kleinen Bauernhaus zog das Regiment die Summe des erfolgreichen Tages: 500 Gefangene, darunter 16 Offiziere, 15 Geschütze, fünf Flugzeuge, vier Motorräder, ein Auto, eine Unmenge von Bagagewagen, Trains und Material. Ohne Artillerie die Russen weit in das Land gedrückt, 18 km vor Arensburg, die eigenen Verluste sehr gering. Das tröstete über Hunger und Nässe und kurzen Schlaf.

Am nächsten Tage marschierten dann die Bataillone in Richtung auf Sworbe, der Halbinsel im Süden, die mit schweren 30,5-cm-Batterien besetzt war. In der Nacht rückten Teile nach Arensburg ab, das gegen Morgen gleichzeitig von Süden und von anderen Abteilungen von Nordosten besetzt wurde.

Arensburg ist fast unbeschädigt in unsere Hand gefallen. Große Vorräte wurden erbeutet. Sowohl die estnische wie vor allem die deutsche Bevölkerung nahm unsere Truppen sehr freundlich auf. Über die Reede von Arensburg sehen unsere Infanterieposten von der Höhe der eroberten Flugabwehrstation beim alten Ordensschloß auf die weithin glänzende See, den Rigaer Meerbusen.

Die Kapitulation auf Sworbe

Arensburg, 17. Oktober 1917.

Am 13. Oktober marschierte das Regiment auf der hochgelegenen Straße von Tawi nach Tehomardi. Es ging nach Sworbe. Im Osten sah man von Arensburg Brandwolken über Ebene und Seen aufsteigen. Der Himmel war grau, aber unter dem matten Licht der kämpfenden Sonne glänzten die weiten Flächen seltsam hellgrün und hellblau zu Füßen der marschierenden siegreichen Bataillone.

Landeseinwohner — blond, blauäugig, freundlich — sagten aus, daß an der Küste noch russische Abteilungen in Richtung Sworbe marschierten.

Am Nachmittag des 14. Oktober kamen die ersten Patrouillen mit den Russen in Berührung; die nur eineinhalb Kilometer breite Stelle bei der Bucht von Aristeni war bereits überschritten.

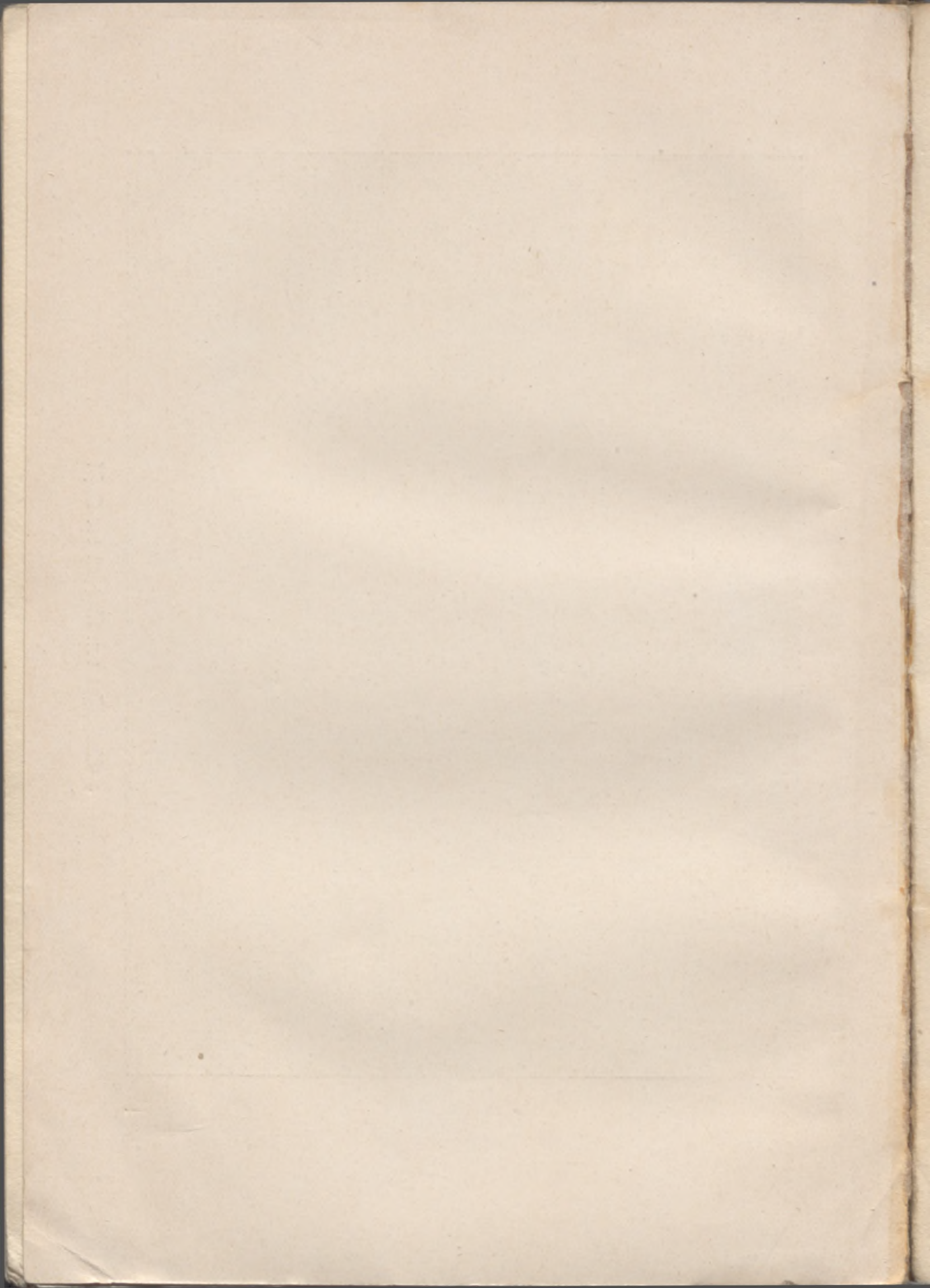
Am Morgen um 9 Uhr 30 Minuten hatte der Regimentskommandeur schon einen Parlamentär abgeschickt, um den Russen, um unnötiges Blutvergießen zu vermeiden, die Kapitulation vorzuschlagen. Begleitet von einem Gefreiten, zwei Husaren und einem Dolmetscher ritt ein Oberleutnant des Regimentsstabes mit einer weißen Fahne zu den Russen hinüber. Bei Ansekuelle bekamen die Reiter Feuer, stiegen schließlich von den Pferden ab und gingen zu Fuß, die Pferde führend, zu der russischen Patrouille, indem sie die weiße Fahne schwenkten. Sie wurden zum Bataillonsstab geführt, die Augen wurden ihnen verbunden, und dann ritten sie zum Regimentsstab. Während sich die Russen beim Bataillon sehr aufgeregt benahmen und Drohungen ausstießen, man solle die Parlamentäre niederschießen, war man beim Regimentsstab formeller. Auf die Erklärung gab allerdings in der Hoffnung auf scheinbar zugesagte Unterstützung der russischen Flotte und dem Versprechen, eine Division aus Reval zur Unterstützung zu erhalten, das russische Regiment eine höhnische Erwiderung: „Wenn Ihr Blutvergießen ersparen wollt, so zieht Euch doch von Oesel zurück.“ „Dann ist mein Auftrag wohl beendet,“ erklärte der Oberleutnant. Unter der Behauptung, daß bei den unklaren Verhältnissen an der Front ein Zurück-

reiten bei der Dunkelheit unmöglich sei, nötigten die Russen den Parlamentär zum Übernachten. Sie gaben ihm eine Bewachung von sechs Mann und einen Offizier, da sie sonst für das Verhalten der Mannschaften nicht glaubten einstehen zu können.

Da es ausdrücklich in den Instruktionen unseres Parlamentärs hieß, daß die gegenseitige Bewegungsfreiheit durch die Verhandlungen nicht berührt wurde, ging an der Front die Kampftätigkeit weiter. Die ganze Nacht vom 14. zum 15. Oktober unternahmen die Russen alle Stunden wütende Feuerüberfälle. Am Nachmittag hatte unsere Flotte auf der Nordküste mit schwerem Geschütz eingegriffen. Da der Parlamentär am Morgen des 15. Oktober noch nicht zurück war, wurden gegen zehn Uhr Minenwerfer konzentriert. Die Artillerie eröffnete Schnellfeuer. Kurz vor 10 Uhr räumten die Russen die Stellung südlich Ficht, die sie während der Nacht unter dem Schutz ihrer Feuerüberfälle verdrahtet hatten. Inzwischen hatten sie sich auf funkentelegraphischem Wege immer mehr von der Hoffnungslosigkeit ihrer Lage überzeugt. Die erste Bemerkung des Parlamentärs, daß Widerstand aussichtslos sei, hatten die Russen, nachdem sie ihre Funkenstation hatten arbeiten lassen, zurückgewiesen, jetzt gaben sie dem Zurückreitenden einen Oberleutnant zur weiteren Aussprache mit. Außer über Kleinigkeiten, wie Mitführung von Gepäck, sollte der Oberleutnant vor allem darüber verhandeln, daß



Ausschiffen von Truppen vor Oesel



die Offiziere des Regiments ihre Degen behalten dürften. Auch die beiden Vertreter des Soldatenkomitees, die sich sonst ziemlich stumpf gezeigt hatten, waren für diesen Punkt der Instruktion lebhaft eingetreten. Die Ehre gelte dem ganzen Regiment.

Teile der russischen Flotte waren inzwischen vor Sworbe erschienen, das Feuer ihrer Torpedoboote hatte mit den deutschen Angriff am Morgen bestimmt, am Nachmittag dampfte sie, von deutschen Marineflugzeugen angegriffen, ab. Immerhin legte ihr neuerliches Erscheinen am Nachmittag nahe, daß die Russen abtransportieren wollten und die Verhandlungen nur hinzögen, denn als am Nachmittag unser Parlamentär mit dem Regimentsadjutanten und dem russischen Oberleutnant zurückritt, um den Brief des Regimentskommandeurs zu überbringen, in dem er zustimmte, daß die Offiziere des tapferen 425. Regiments ihre Degen behalten dürften, bat sich der russische Regimentskommandeur Zeit bis zum nächsten Morgen um 8 Uhr aus. Da volle Bewegungsfreiheit vorbehalten war, wurde der deutsche Angriff unter diesen Umständen auf 4 Uhr morgens festgesetzt.

Das Erscheinen des Parlamentärs hatte sich inzwischen bei den Russen wie ein Lauffeuer verbreitet. Es wurde vom Regimentskommandeur Dabrowski an alle Kompagnien angerufen, wie sie sich zu der Übergabe stellten. Sie waren ebenso wie die Vertreter des Arbeiter- und Soldatenrates dafür.

Auf deutscher Seite legte man sich zu kurzem Schlaf vor dem Angriff, der schließlich bis 8 Uhr verschoben wurde. Da kam um 9 Uhr abends die Nachricht, daß bei Kanniopae zwei Offiziere mit weißer Fahne erschienen seien. Diese Abteilung hatte das Zögern des Regimentskommandeurs nicht mitgemacht und ergab sich. 28 Offiziere und 1140 Mann meldeten sich bei dem deutschen Offizier. Nachts um 12 Uhr erschien bei dem deutschen Regimentsstab ein russischer Parlamentär mit einem Brief des Obersten Dabcowski. Der Oberst schrieb, daß er die Bedingungen annehme und kapituliere. Da er seit Tagen ohne Zigaretten sei, ließ er außerdem um Zigaretten bitten. Es war gar nicht leicht, eine Schachtel aufzutreiben, denn auch das Regiment war au dem Vormarsch, und schon bei Moennust war Rauchware sehr knapp. Der russische Offizier bekam ein Schreiben des Regimentskommandeurs mit, in dem er die Annahme der Kapitulation bestätigte und ersuchte, daß die Russen in Kolonnen marschieren sollten, jede Kolonne mit we ßer Fahne. Unsere vorrückenden Truppen würden auf keine dieser Kolonnen schießen, doch bitte man, sich an diese Verabredung strikt zu halten.

Am 16. Oktober morgens setzte sich das russische Regiment in Marsch, der Regimentsstab und die Offiziere an der Spitze. Unser Kommandeur ritt dem russischen Obersten entgegen. „Ich bedaure Ihr militärisches Mißgeschick, Herr Oberst.“ Die Offiziere waren sehr bewegt, der russische Oberst

weinte. Wie um den Russen die Nutzlosigkeit eines Widerstandes zu zeigen, sah man fern die deutsche Flotte in den Rigaer Meerbusen dampfen. 80 Offiziere und 800 Mann marschierten mit dem Regimentsstab. Aber bald war das ganze Regiment gesammelt.

Die Vorbereitungen zur Aufnahme waren bei Salm getroffen worden. Ein weiter Kordon, dessen eine Seite das Meer bildete, wurde gezogen und innerhalb dieses Raumes den Russen völlige Freiheit gelassen. Die Offiziere baten nur darum, daß sie nicht mit den Mannschaften zu ammenkommen brauchten, sie wären zufrieden, von ihnen erlöst zu sein. Die Abendsonne lag rot über der Arensburger Reede. Auf der See zog die deutsche Flotte. Es war eine feierliche Stimmung an diesem Siegesabend. Bald brannten überall Lagerfeuer hinter dem Kordon. Die Russen spielten Balalaika und begannen zu tanzen. Ein russischer Offizier, den das Regiment zur Verfügung gestellt hatte, half für Ordnung sorgen. Als sich der lange Zug nach Arensburg in Bewegung setzte, bedankten sich die Russen für die rücksichtsvolle Behandlung. Dann überzog sich die Küstenstraße mit dem endlosen braunen Band mar,chierender russischer Infanterie.

Um den Brückenkopf von Orrisar

Auf Moon, den 19. Oktober.

Während die Hauptkräfte des Expeditionsheeres in der Taggabucht landeten, fuhr ein besonderes Detachement, das aus einer Sturmabteilung und einem Radfahrerbataillon bestand, zwischen Dagö und Moon nach der Pammerorthabinsel. Im Morgennebel fuhren die beiden Transportschiffe mit den begleitenden Torpedobooten nahe an den schlafenden schweren Batterien von Dagö vorbei, die erst Feuer gaben, als die kleine Flottille längst die Höhe von Pammerort erreicht hatte. Bei ruhiger See wurde bei Tuhkana glatt gelandet, und nun hieß es mit größter Schnelligkeit den Brückenkopf von Orrisar, der den Steindamm nach Moon, die kürzeste Verbindung nach dem Festland, deckte, zu erreichen. Gelang dies rechtzeitig, so war einmal den von Arensburg zurückflutenden Kräften die einzige Rückzugsstraße abgeschnitten, zum anderen konnten die deutschen Maschinengewehre den 3 km langen und 4 m breiten Damm über den kleinen Moon-Sund leicht sperren und damit jeden Entsatzungsversuch der Russen von Moon und vom Festland her ersticken.

Der Detachementsführer ging mit dem größeren Teil seiner Abteilung im Gewaltmarsch längs der Küste vor, eine schwächere Gruppe schickte er quer durch das Land über Thomel gegen Orrisar. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß in Leisberg, ein paar Kilometer hinter der Landungsstelle, eine

große Bauernkirmes abgehalten wurde. Man hatte zwar nicht Zeit, die schönen, bunten Oeseler Bauerntrachten zu bewundern, fand aber auf einen Schlag so viel Pferde und Wagen, als man zu dem schnellen Marsch brauchte. Nach kurzem Gefecht mit berittenen Grenzreitern rückte die Kolonne weiter. In Ligolasma, schon in der Dunkelheit, kam es zum ersten kurzen Gefecht. 50 Gefangene wurden gemacht. Im Bereich des Brückenkopfes lag die Besatzung in einzelnen Gehöften zerstreut; sie wurde, wie sie lag, in einzelnen Gruppen von 60 bis 80 Mann ausgehoben und die Straße noch an diesem Abend, dem 12. Oktober, von Thomel bis vor Neuenhof gesperrt. Eine Kompagnie wurde zu dem zweiten engeren Brückenkopf am Steindamm selbst entsandt. Ihre Patrouillen fanden Moon besetzt. Ein Überschreiten des Dammes im feindlichen Feuer war ja selbstverständlich unmöglich, so daß man sich mit der Absperrung begnügte.

Am späten Abend rasten nun von Arensburg, das um 9 Uhr morgens die Nachricht von der Landung erhalten hatte, die ersten Autos heran. Als erster Wagen kam ein mit zwei Offizieren besetzter Personenkraftwagen, der gegen den Wagen der Maschinengewehrabteilung fuhr, ihn umriß, aber selbst dabei in den Graben sauste. Den Offizieren gelang es, in der Dunkelheit zu flüchten. Darauf kam ein Lastauto, das sechs russische Staatsbeamte und die Staatskasse von Arensburg mit 200000 Rubeln trug. Es wurde

erbeutet, ebenso wie noch zwei weitere Personenautos im Laufe der Nacht. Am Morgen des 13. Oktobers erschien dann bei Lewal, wo die Straßensperrung lag, eine Kolonne nach der anderen. Zunächst trabte eine Sanitätskolonne heran, ihre Bedeckung schwärmte zum Gefecht aus, nach wenigen Schuß ergab sich aber die gesamte Kolonne. Als nächste Abteilung erschien eine große Kolonne von 130 Fahrzeugen, die das Offiziersgepäck in Sicherheit bringen sollte. Sie ließ es auf ein viertelstündiges lebhaftes Feuergefecht ankommen. Einer Flankierung widerstand sie ebensowenig wie die Sanitätskolonne. Bei ihrer Gefangennahme stellte es sich heraus, daß sie auch viele Frauen und Freundinnen des russischen Offizierskorps auf der Insel mit sich führte. Gegen Mittag wurde es auf der großen Straße ruhiger, die Nachricht ihrer Sperrung war wohl nach rückwärts gedrungen; dagegen zeigten sich im Laufe des Nachmittags immer stärkere russische Infanterieabteilungen vor dem kleinen Brückenkopf am Steindamm selbst. Sie waren vor Peude von der großen Straße, die bei Orrikar einen Bogen nach Norden macht, auf direktem Landweg zum Steindamm marschiert. Die Lage war jetzt schon so, daß einzelne Befehlsübermittler nicht mehr geschickt werden konnten, sie wurden abgeschossen. Überall nisteten außerhalb der deutschen Schützenlinie russische Abteilungen.

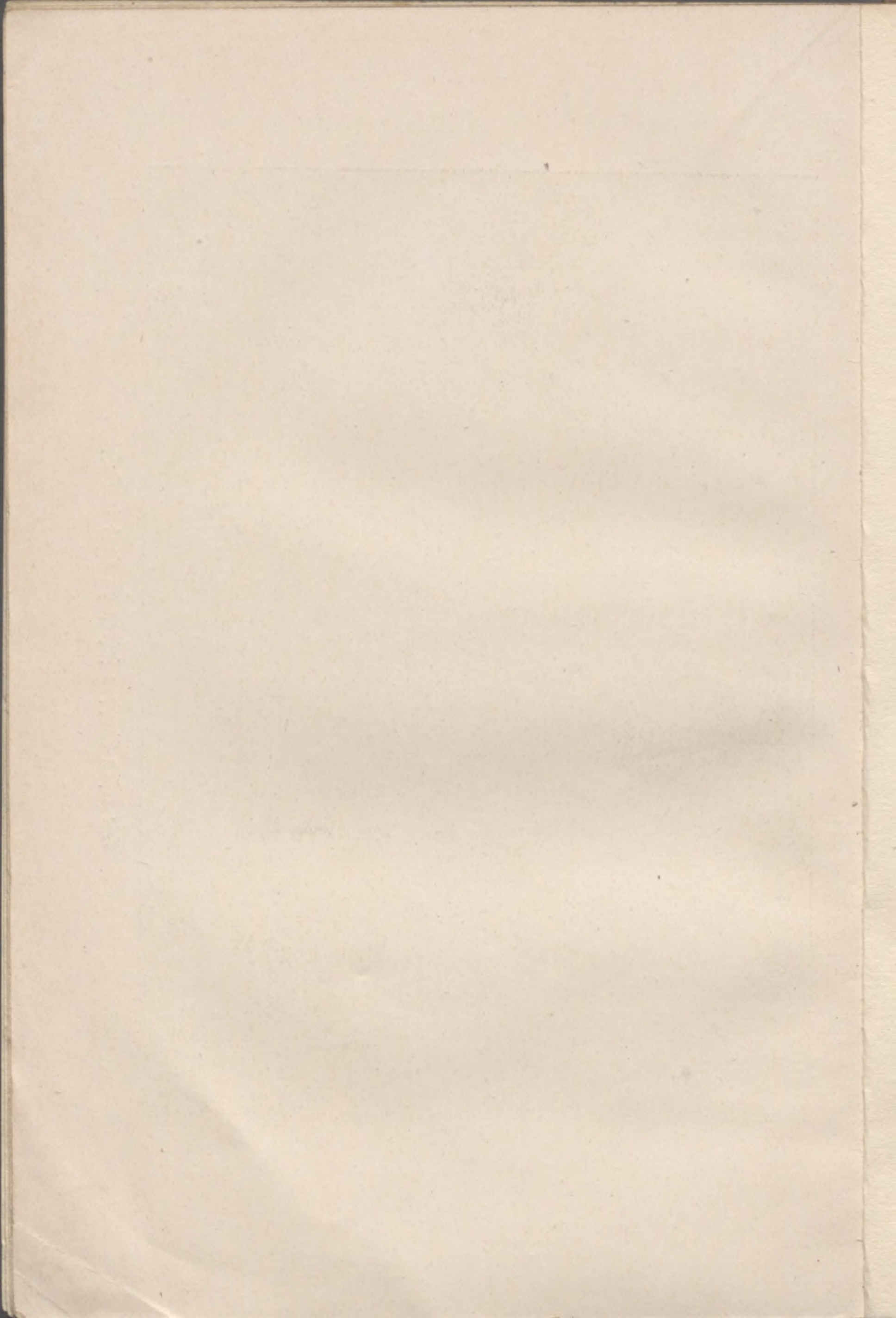
Gegen Mittag war die kleine Kolonne, die über Taggafer, Thomel, auf sehr schlechten Wegen

marschiert war, auch eingetroffen, so daß gegen Abend die Radfahrerkompagnie am Steindamm-Brückenkopf abgelöst werden sollte. In diesem Augenblick kam zum Detachementsführer, der bei der Ablösung war, die Nachricht, daß die Kompagnie bei Neuenhof (südlich der großen Straße), vor übermächtigem Druck hatte zurückgehen müssen. Mit der Radfahrerkompagnie ging die Kompagnie wieder vor, denn es war Gefahr, daß die Hauptgruppe an der großen Straße sonst flankiert wurde. Nach 50 Meter bekamen die in der Dunkelheit Vorgehenden heftiges Maschinengewehrfeuer. Starke russische Kräfte griffen an. Man lag sich auf 40 Meter gegenüber. Hinter den Russen brannte ein Bauerngehöft in hellen Flammen und beleuchtete einen vorsehenden Kopf, ein Stück braunen Mantel und ließ die dreimal Stürmenden deutlich wie vor einer roten Wand erkennen. Unsere Schüsse saßen gut. Da, um ½11 Uhr nach dreieinhalbstündigem Gefecht, ging die Munition aus. Jeder Mann hatte noch zehn Patronen. Es nützte nichts, ein Bleiben war nicht möglich, wollte man sich nicht in den Sund drängen lassen. Die Kompagnien wichen, im Straßengraben sich deckend, gegen Orrisar aus, schickten aber sofort wieder Patrouillen vor. Im Dunkel der Nacht können russische Abteilungen jetzt über den Steindamm nach Moon herüber, aber immer noch ist der Damm unter Maschinengewehrfeuer von Orissa her. Am 14. Oktober morgens steht das Detachement auf der Linie Thomel vor Saltak (südlich der großen Straße)

und vor Orrisar, gibt also den Zugang zum Steindamm für die Landstraße von Südosten frei, sperrt aber noch die Hauptstraße von Nordosten. Der Befehl zum Angriff über Saltak wird gegeben, aber die Lage scheint sehr ernst. Da kommt um 8 Uhr 34 Minuten ein Radfahrerbataillon, die erste Truppe, die von der Hauptmacht an der Taggabucht in aufreibender Marschleistung durchgekommen ist. Das Bataillon greift sofort über Saltak an, gleichzeitig geht eine Radfahrerkompagnie wieder gegen Orrisar vor und erreicht die Poststation vor den anrückenden Russen. Dicht hinter Orrisar entwickelt sich nun ein schweres Gefecht. An den Steindamm von Moon, der für Infanterie durch unsere Maschinengewehre gesperrt ist, rast ein russisches Panzerautomobil und greift ein. Die schweren russischen Geschütze von Moon, vier 28 cm-Küstengeschütze bei Woi drehen ihre Langrohre herum und feuern nach Orrisar. Auch russische Feldartillerie beteiligt sich. Die Lage wird kritisch, es dunkelt bei dem trüben Tage früh, immer ernster sieht der Kampf aus. Da um 4 Uhr erscheint das erste Bataillon der vom Taggaufer in Gewaltmarsch nur mit Sturmgepäck herangeworfenen Infanteriebrigade. 55 km war die Infanterie auf den durchweichten Straßen in unerhörtem Tempo marschiert, gleichzeitig hat sich eine Batterie durchgearbeitet. Das ist die Entscheidung. Dem neuen Angriff halten die Russen nicht stand, nach heftigem Gefechte geben sie bei völliger Dunkelheit das Waldstück hinter Orrisar



Die ersten Truppen fahren an Land in Oesel



auf. Der Steindamm-Brückenkopf wird besetzt. Im Brückenkopf werden ein Geschütz und fünf Maschinengewehre erobert.

Am 15. griffen dann unsere Hauptinfanteriekräfte ein. Um Mitternacht des 13. war die Truppe nach Gefecht erst zur Ruhe gekommen, um 3 Uhr Morgens am 14. marschierte sie bei strömendem Regen weiter, in dem 55 km langen Marsch, der alle Kräfte hergeben ließ. Am 15. zeigte sich der Erfolg dieser gewaltigen Leistung. Die Kräfte, die gleichzeitig auf der großen Straße Arensburg—Orrisar angesetzt sind, drücken gegen den Rücken der marschierenden Russen. Die russische Nachhut macht wieder kehrt, greift an, wird aber nach Norden geworfen. Um Mittag greifen die Hauptkräfte über Lewal, Kahust, Peude ein. Ihre Angriffsrichtung ging nach Südosten. Während des Gefechtes gingen plötzlich hinter der russischen Front die verabredeten drei weißen Leuchtkugeln hoch. Die Einkesselung war gelungen. Nur nach Osten gegen die Halbinsel Kibbasar blieb noch Raum. Dorthin zog sich die russische Hauptmacht zurück, wohl in der Hoffnung, auf die Rettung durch eine versprochene Transportflotte. Unsere Infanterie ließ ihnen keine Zeit. Da erfolgte in Werre die Übergabe des russischen Divisionsstabes. Ein Divisionär, General Jwanoff, ein Brigadegeneral, drei Obersten, 60 Offiziere, 5000 Mann wurden gefangen genommen, unzählige Maschinengewehre, Minenwerfer, 14 Feldgeschütze und ein ungeheurer Troß erbeutet. Ein paar Stunden später erschien

eine russische Flotte von 5 Transportschiffen und einigen Zerstörern an der Spitze der Halbinsel. Sie kamen zu spät, das Kapitel von Orrisar war abgeschlossen, ganz Oesel war in deutscher Hand, fast die gesamte Besatzung gefangen, alle Geschütze erbeutet.

Die Einnahme von Moon

Kuiwast auf Moon, 19. Oktober 1917.

Am 14. Oktober war der Brückenkopf am Steindamm nach Moon wieder genommen worden. Am 15. lag man sich in Ruhe gegenüber, der Damm war durch die Maschinengewehre für beide Teile gesperrt. Am 16. versuchte eine Offizierspatrouille des am 14. mit einer Infanterie-Brigade vom Festland zum Entsatz gelandeten russischen Todesbataillons über den Damm zu kommen. Unsere Sturmkompagnie ließ die 2 Offiziere und 10 Mann auf 300 m herankommen. Dann eröffnete sie das Feuer. Kein Mann entkam. Zwei Verwundete mit den schwarzen Achselklappen, auf denen ein silberner Totenschädel war und Knöpfen mit eingepreßten Totenköpfen, wurden mit Mühe geborgen. Am Abend machten die Russen mit allen Geschützen auf Moon, auch wieder mit den schweren Küstenbatterien, einen Feuerüberfall auf den Brückenkopf am Steindamm.

In der Nacht vom 17. zum 18. wurde unser Übergang angesetzt. Auf Kriegsschiffbarkassen

setzte eine Kompagnie von Pulipanka (südlich St. Johannis) nach der Halbinsel gegenüber dem Inselchen Kleinast um 4 Uhr nachmittags über. Die Sandbank, die hier die kleine Insel und Moon verbindet, bot gute Landungsmöglichkeit für die Operation. Die Kompagnie sollte versuchen, im Handstreich den Brückenkopf von Limmust auf der Moonseite des Steindamms zu nehmen. Drei weiße Leuchtkugeln waren das Zeichen, wenn die Kompagnie eingedrungen wäre. Im gleichen Augenblick sollte die Sturmkompagnie und später die Infanterie über den Steindamm gehen. Um 3/4 5 Uhr nachmittags, schon bei starker Dämmerung, beschoß unsere bereitgestellte Artillerie den Brückenkopf, um die Landung weiter nördlich zu verschleiern. Sie schoß ein Haus dicht am Steindamm in Brand, das scheinbar mit Munition gefüllt war, ein dicht dahinter stehendes russisches Panzerauto wurde durch die Explosion halb zertrümmert. Die Flammen des brennenden Hauses leuchteten die ganze Nacht über den Steindamm. Man wartete auf das Zeichen. Um 12 Uhr 30 Minuten gingen die Leuchtkugeln hoch, selbst das russische Todesbataillon hatte dem überraschenden Angriff nicht standgehalten. Sofort ging die Sturmkompagnie hinter den weichenden Russen über den Damm und besetzte den Brückenkopf. Um 3 Uhr morgens folgte dann Infanterie und Artillerie, die auf der großen Straße quer durch die Insel am Dorf Moon vorbei vorwärts gingen, ohne auf den Feind zu stoßen. Um 11 Uhr erreichte die Infanterie

schon Kuiwast, die Schiffsstation gegenüber dem Festland. Der Radfahrerspitze ergaben sich ein General, 600 Offiziere und 5000 Mann. Nur in den Wäldern nördlich der Straße hielten sich noch das Todesbataillon und schwächere Infanterieabteilungen und Kavallerie. Auf großen Booten hatten Teile des Todesbataillons versucht, nach dem Festland zu entkommen. Es entstand ein wildes Drängen um den Platz. Bis an den Leib rannten die Leute ins Wasser, um auf den überfüllten Booten zu entkommen, — ein Rennen um den Tod, denn die Boote wurden von unseren Torpedobooten unter Feuer genommen. Der größere Teil des Bataillons blieb bei dem Dorf Tuppenon und schickte zwei Parlamentäre unserer anrückenden Infanterie entgegen, mit dem etwas merkwürdigen Ansinnen, sie wollten auf das Festland übergesetzt werden. Darauf konnte es nur eine Antwort geben: Übergabe, oder um ½2 Uhr beginnt der Infanterieangriff. Unsere Artillerie fuhr auf, es kam zum Gefecht. Während sich gerade eins der eingesetzten Bataillone zum umfassenden Flankenangriffe anschickte, gingen bei den Russen die weißen Fahnen hoch. Auch die letzte Abteilung von Moon war gefangen, so daß die Gefangenenzahl auf 6000 Mann stieg. An Geschützen wurden vier 28 cm-Geschütze (2 davon unbeschädigt), fünf Flugabwehrgeschütze, acht unbeschädigte Feldgeschütze, an Munition allein 1500 Kisten Artilleriemunition und 1600 Kisten Infanteriemunition erbeutet.

Von der Mole von Kuiwast sah man drüben in Umrissen das Festland. Bei der kleinen Insel Schildau im Moonsund brannte ein russischer Kreuzer. Überall lagen Wagen, Munition, Geschützteile, Sielen, Kisten mit Lebensmitteln: das Bild einer so völligen Niederlage, wie es auch in diesem Kriege im Osten sich nicht oft zeigt.

Die Besetzung von Dagö

Bei Gruppe Estorff, den 22. Oktober.

Schon am 12. Oktober landete des Morgens um 4 Uhr eine kleine Marineabteilung auf der Südspitze von Dagö, nahm die schwere Batterie von Tofri, sprengte die Geschütze und schiffte sich wieder ein. Die Sperrung der Fahrstraße zwischen Oesel und Dagö, die sich noch ein paar Stunden vorher bemerkbar gemacht hatte, als ein Detachement nach Pammerot auf Oesel fuhr, war beseitigt. Am 14. Oktober ging eine neue Marineabteilung wieder an der Südspitze an Land. Sie drang am Tage tief in das Innere ein und zog sich zur Nacht regelmäßig gegen die Schiffe zurück; ihre Aufgabe war, einen Landungsplatz zu erhalten, bis größere Verbände übergesetzt werden konnten. Das geschah am 18. Oktober. Es wurden Teile eines Radfahrerbataillons auf Torpedobooten von Oesel herübergeworfen. In der Nacht zum 19. Oktober folgte dann Infanterie. Der Vormarsch in das waldreiche Innere der Insel

ging ohne erheblichen russischen Widerstand vor sich. Am Abend des 19. Oktober erreichten die Radfahrer bereits Gut Großenhof im Ostteil der Insel, während die Infanterie bis Keinis und Waimel kam. Auf der Halbinsel Dagerort sah man an diesem Abend Brandwolken und Feuerschein. Die Russen sprengten militärische Anlagen, ein Zeichen, daß sie auch auf Dagö ihre Sache aufgaben. Am 20. Oktober wurden Hellama an der Ostküste und die große Tuchfabrik Kertel an der Nordküste erreicht, 1200 Gefangene wurden eingebracht. In Kertel fand man sehr große Tuchvorräte und ganz bedeutende Massen Rohstoffe an Wolle und Baumwolle.

Der Ostteil der Insel war gesäubert. Am 21. Oktober wurde nach Westen abgedreht, der Westteil der Insel ausgekämmt. Am Abend war ganz Dagö in unserem Besitz, auch die Batterien an der Nordspitze am Eingang zum Finnischen Meerbusen auf Lechtma und Takkona wurden genommen.

Gleich nach der Einnahme von Arensburg hatten Marine-Flugzeuge auf ihren Schwimmern einen Marineoffizier und 16 Mann in schneidiger Fahrt nach der kleinen Insel Abro im Rigaischen Meerbusen gebracht. Die Funkenstation war zerstört, die kleine Besatzung gefangen worden. Auch Runö mit seiner rein schwedischen Bevölkerung war zunächst von Marine-Fliegern besetzt worden. Am 21. Oktober wurde dann auch das Inselchen Schildau im Moonsund von

der Marine besetzt. Die ganze Inselgruppe vor dem Rigaischen Meerbusen war damit am 22. Oktober in deutscher Hand. In 9 Tagen war das erste große deutsche Überseeunternehmen in glänzender Zusammenarbeit zwischen Marine und Heer durchgeführt.

Die Gesamtbeute auf der Inselgruppe war nach Abschluß der Operation: über 20000 Mann, über 100 Geschütze, darunter 47 schwere Langrohrgeschütze, über 130 Maschinengewehre, 15 Minenwerfer, zwei Panzerkraftwagen, 20 Personen- und Lastautos, vier Feldbahnlokomotiven, zwei Lokomobilen, 10 Flugzeuge, sechs Flughallen, drei Kriegskassen mit 365000 Rubeln, ein Seebagger, ein Dampfer, viele zum Teil beladene Leichter, 2000 Pferde, große Vorräte an Munition, Bomben, Seeminen, ebenso an Öl, Zement, Mehl, Wolle.

Von Arensburg nach Kuiwast
Auf der Straße Arensburg – Orrisar

Pfarrhaus Moon auf Moon,
Ende Oktober.

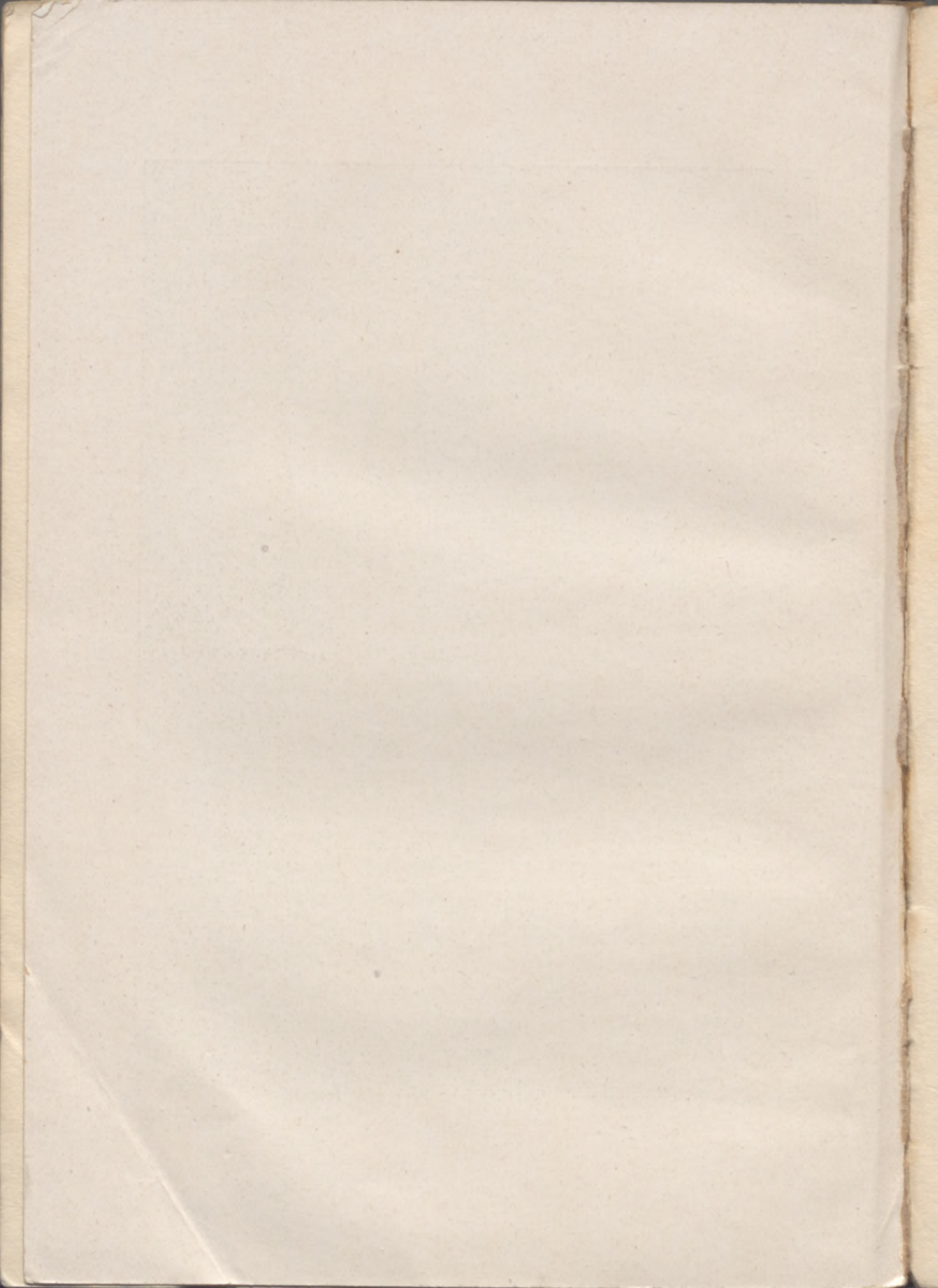
Wir reiten am frühen Morgen von Arensburg ab. Der Ortskommandant ist schon wach; es ist ein Hauptmann von dem Regiment, bei dem ich den Vormarsch mitgemacht habe. Gestern hatte er die Tausende von Gefangenen von Sworbe unterzubringen, heute werden neue erwartet; dazwischen fragt und drängt jeder den Ortskom-

mandanten, der wahrlich nicht zu beneiden ist. Wann man nach Deutschland fahren könne, wie hoch der Rubel stände, ob man jetzt Hefe bekäme . . . dazwischen natürlich auch andere ernsthafte Dinge. „Gute Reise nach Moon! Ich wünschte, ich könnte mit!"

Die Landstraße dehnt sich vor uns. Zur Rechten und Linken liegen Felder, die schon außerordentlich hoch stehen. „So hoch, wie bei uns im Mai", meint ein Dragoner und Landwirt. Trotzdem es erst seit zwei Tagen nicht mehr regnet, ist der Untergrund der Straße fest, der harte Kalkstein der Insel tut seine Dienste. Die Bauernhöfe liegen freundlich hinter herbstbunten Bäumen. Die große Waldzone, die wir dann durchreiten, leuchtet gelb und rot und braun durch den trüben Tag. Wie Goldfahnen hängen die Birkenzweige über dem Weg. Auf einmal leuchtet es zur Linken weiß auf. Weiße Fahnen schwanken. Eine Schar Russen kommt auf die Straße. „Wir wollen uns ergeben", sagt ein jüdischer Gefreiter. „Wo kommt Ihr denn her?" Der Mann zeigt auf die Wälder. „Und wo wollt Ihr hin?" „Uns ergeben." „Wieviel seid Ihr denn?" Der Mann kommandiert: „Smyrna! Achtung!" Dann stellen sich die Leute stramm in zwei Reihen auf und zählen ab. „50 Mann ohne mich", meldet der Gefreite. „Dann geht so schnell wie möglich nach Arensburg und meldet Euch beim Ortskommandanten." „Können wir keinen Schein haben, daß wir auch wirklich gefangen sind?" Sie bekommen ein paar Zeilen



Das erste Quartier am Landungstage auf Oesel



an den Hauptmann mit und ziehen vergnügt ab. Ich kann mir gut vorstellen, was einzelne russische Offiziere aussagen, daß sie ihre Leute auf Knien gebeten hätten, doch Widerstand zu leisten und daß die Mannschaften achselzuckend erklärt hätten: „Wir ergeben uns." Ein paar Minuten später meldet sich der Vetärinär eines russischen Pferdelazaretts mit seiner ganzen Mannschaft. Er hat seine Frau bei sich, und es gibt eine Szene auf der Landstraße, als wir ihm den dringenden Rat geben, sich sofort ohne Aufenthalt in Arensburg zu melden. Die junge Frau will mit in die Gefangenschaft. Wir beruhigen sie, und weinend wiederholt sie immer nur die Worte: „Krieg ist Krieg, und Krieg ist grausam." Sie zieht mit ihrem Mann weiter und schwenkt unermüdlich ihre weiße Fahne.

In einem Bauernhof wird nach 60 Kilometern übernachtet. Die Bäuerinnen sind freundlich und willig. Sie schleppen Milch herbei und waschen Teller und zeigen, wo es Stroh gibt. Draußen rauscht der Regen. Die Kerze flackert. Wie ein Gespenst streift ein herrenloses Russenpferd um das Haus. Der Kopf erscheint am Fenster, verschwindet im feuchten Dunkel. Wieder trappt es ums Haus.

Noch in der Dunkelheit wird gesattelt, und es geht weiter. Ein hoher Holzturm taucht auf, eine russische Artilleriebeobachtung, sechsfache Pfahlreihen, zwischen denen noch der Draht fehlt, wir sind im großen Brückenkopf von Orrisar.

Traf man schon auf der Straße vorher Geschütze, die mit Protzwagen und Sielen daneben auf den Feldern standen, ganze verlassene Wagenparks, so steigern sich jetzt bald die Zeichen der Katastrophe: russische Autos und Bagagen versperren beinahe den Weg. Rote-Kreuz-Wagen stehen an der Straße zusammengefahren, russische Schwestern begegnen uns. Die Straße macht eine scharfe Biegung nach Süden, und die ersten Häuser von Orrisar tauchen auf. Es ist 8 Uhr morgens, ein trüber Tag. In dem grauen Licht, durch das dünner Regen rieselt, sieht man ein wunderbares Bild. Dies Orrisar scheint noch russisch. Vor allen Türen, auf den Feldern, neben den Häusern hocken russische Gefangene. Tausende. Sie haben ihre Regenkapuzen übergezogen oder Zeltbahnen über den Köpfen und starren in kleine Lagerfeuer. Man sieht kaum einen deutschen Soldaten. Vor einem größeren Haus stehen Pferde und Wagen, eine Gruppe von vielleicht 60 Offizieren sammelt sich. Sie rauchen Zigaretten, sehen nach ihrem Gepäck und machen sich zum Abmarsch fertig. Ihre Burschen tränken und schirren die Pferde. Man könnte meinen, inmitten der russischen Armee zu sein. Ein alter Oberst kommt aus einem Haus. Man erzählt mir, daß der Regimentskommandeur in dem letzten Kampf bei Poide, da die Umzingelung sich schon bemerkbar machte, geschrien hätte: „Wer kein Schwein und Hundsfott ist, geht mit mir", und in die vorderste Reihe gestürzt sei. Es seien kaum zwei Kompagnien gefolgt. Jetzt steigt

der weißhaarige Mann langsam in seinen Wagen: nach Arensburg, wo schon die anderen warten. Die ganze Hoffnungslosigkeit der russischen Armee kommt einem zum Bewußtsein, wenn man auf diese Tausende blickt, denen alles gleichgültig ist, wenn sie nur nicht mehr zu kämpfen brauchen, diese Armee, in der die Offiziere ihre Soldaten verachten und die Soldaten ihre Offiziere mehr hassen als den Feind.

Ein paar Kilometer hinter Orrisar beginnt der Steindamm nach Moon, eine gute Fahrstraße, auf der sich Wagen und Reiter vorwärtsschieben. Der kleine Moonsund liegt grau zu beiden Seiten. Er ist an Stellen so flach, daß die einschlagenden Granaten die aufgewühlten Steine zu kleinen schwarzen Inseln emporgehoben haben. Ein paar beschädigte Stellen sind schon wieder ausgebessert. Gestern nacht stand hier Prinz Joachim von Preußen inmitten der vorgehenden Sturmkompagnie und ließ Führer und Mannschaften des Detachements, das so viel geleistet hatte, leben. Vom anderen Ufer leuchtete der Feuerschein eines brennenden Hauses herüber.

Auf Moon

Pfarrhaus Moon auf Moon,
Ende Oktober.

Hinter dem Steindamm von Oesel nach Moon steht das zerfetzte englische Panzerauto, das am

Nachmittag vor dem Übergang von Sprengstücken zerrissen wurde. Eine kleine Kanone droht noch nach Oesel herüber, die beiden Maschinengewehre sehen aus ihren schmalen Schlitzen, aber der gepanzerte Führersitz ist von den Eisenstücken aufgebrochen, Motor und Vorderräder sind zertrümmert. Auf der Schaltwand gegenüber der ledergepolsterten Führerbank steht die saubere englische Messingtafel: take care . . . Da ist sie abgebrochen, die besten englischen Verhaltungsmaßregeln halfen nichts gegen die deutsche Artillerie, und die schönsten Panzerwagen können nichts nutzen, wenn sich 5000 Mann Infanterie vor 50 Radfahrern ergeben. Aber das war schon hinter Dorf Moon, im Nordteil der Insel, wo sich auch der letzte Kampf des Todesbataillons abspielte. Jetzt kommen mir die Gefangenen des Bataillons entgegen. Die Offiziere voran; sie wollten sich nicht von ihren Mannschaften trennen wie die anderen. Zu Vieren und Vieren marschieren sie, die Arme halten sie in Brusthöhe eng ineinander gehakt, als wollten sie sich auch in der Gefangenschaft nicht trennen. Sie haben gute Haltung. Aber hatten sie nicht geschworen, sich niemals zu ergeben? Und sind nicht gestern abend doch die weißen Fahnen an der Küste hochgegangen? Schwärmer. Tapfere Schwärmer. Es gibt kein „Niemals" in Rußland . . .

Die Kirche von Dorf Moon hebt sich weiß, kantig und nordisch-herb aus dem grauen Dunst des regenverhangenen Vormittags. Ein massiger,

viereckiger Turm mit steilem Dach sieht über die verstreuten Gehöfte des Dorfes. Im deutschen Pfarrhaus, das behäbig wie ein Gutsgebäude auf Höfe und Scheunen und herbstliche Bäume blickt, liegt ein Artilleriestab. Man gibt mir ein Zimmer ab, ein richtiges Zimmer mit Tisch und Stühlen, einem warmen Ofen, Schränken, einem Waschtisch. Der Wert der Dinge ist verteufelt verschieden im Kriege, hier auf Oesel ist dies Zimmer ein fürstliches Geschenk, das ich zu schätzen weiß. Das Wagenpferd ist eingestellt. Ich trabe am nächsten Morgen weiter nach Kuiwast.

Die kleine Steinmole ist besät von Trümmern und Bagageresten der Russen. Im ganz stillen Wasser liegt ein großer Leichter. Ein Posten von einer Maschinengewehrkompagnie bewacht ihn. Er birgt kostbare Ladung: Reis, Zucker, Butter, Mehl, Kaffee. Die Russen sollen ihn erst vor drei Tagen vom Festland herübergebracht haben. „Das war sehr freundlich von den Russen", meint der Posten in Erinnerung an die dicken Butterschnitten von gestern abend. Über dem Sund liegt leichter Nebel. Hinter den ziehenden Schleiern erkennt man das Festland, erkennt die kleine Insel Schildau und dabei einen dunklen Fleck über dem grauen Wasser: Die „Slawa", die hier nach tapferem Kampf zusammengeschossen wurde, und deren Flammen den Sund überleuchteten. Jetzt ist es ganz still am stillen Wasser. Man könnte an eine Bodensee-Station denken, an einen nebligen Herbsttag. Ein paar saubere, zweistöckige Holzhäuser

stehen am Strand. Vor ihnen, in ihnen Trümmer, Geräte, Vorräte. Da war die Morsestation. Ein neuer Apparat liegt noch in dem Stroh seiner Kiste, die vor acht Tagen aus Reval abgeschickt wurde. Kostbare Kupferkannen liegen daneben, eine Büchse Schmalz, eine russische Marineflagge, die über einem Feldbett drapiert war.

Ein guter Weg führt nach der Halbinsel Woi, wo die schweren Küstenbatterien eingebaut sind. Ein sauberes Artillerielager mit sauberen Mannschaftshäusern, guten Holzschuppen, Feldbahngleisen ist hinter den niedrigen Dünen aufgebaut. Die Geschütze stehen hinter mächtigen betonierten Wallbauten, von deren Höhe die Alarmtelephone nach den Geschützständen führen. Die gewaltigen langen Rohre sind nach Oesel gedreht, wenigstens bei zwei Geschützen. Bei den anderen beiden haben die Russen die Rohre gesprengt. Wohl um uns nicht allzu sehr zu kränken, haben sie bei den gesprengten Geschützen die Verschlußstücke unbeschädigt am Geschütz gelassen, bei den beiden anderen haben sie nur die Verschlußstücke entfernt. Sie hielten wohl die Arbeit des Umwechselns für groß genug für unsere Artilleristen . . .

Wacholderbüsche breiten sich dunkel über den steinigen Untergrund, als ich zum Regimentsstab reite. Ein trüber Tag. Die Nässe dampft von Sattel und Pferd. In der kleinen Bauernstube sagt mir der Pfarrer plötzlich: „Wissen Sie auch, daß Walter Flex gefallen ist?“

Wir sitzen still. „Vorgestern“, spricht der Pfarrer weiter, „bei Poide“. Das Gefecht war schon fast zu Ende. Er schwang sich auf ein Kosakenpferd und ritt auf russische Bagagen zu, die sich noch nicht ergeben hatten. Es fiel ein Schuß aus nächster Nähe. Flex zog blank, den langen russischen Säbel an seinem Beutepferd und ritt an gegen den Schützen. Der Feldwebel rief ihm zu: „Herr Leutnant! Vorsicht!“ Da krachte ein zweiter Schuß. Er traf die Zügelhand, nahm den Zeigefinger und ging in den Leib. Sie trugen ihn in ein kleines Bauernhaus am Weg: Leute seiner geliebten Kompagnie. Dann kam er ins Lazarett. Er war ganz heiter. Als ich ihn besuchte, schrieb er noch eine Karte an seine Mutter: „. . . am Zeigefinger verwundet . . .“ Er wollte keine Sorgen bereiten. Als er „Auf Wiedersehen“ sagte, ging ich schnell. Ich wußte, wie es stand. Am 16. um 3 Uhr ist er gestorben. Am Vormittag des 17. haben wir ihn auf dem Kirchhof in Poide begraben. Gegenüber dem Grabmal eines alten deutschen Geschlechts . . .“

„Wir wollten alle hingehen zum Begräbnis,“ sagte der Regimentskommandeur, „aber es war ja Vormarsch. Das Regiment ging weiter.“

Der Regen hämmerte gegen die kleinen Fenster der Bauernstube. Der Dichter des Heiligsten und Innigsten, das in der Furchtbarkeit und gräßlichen Not dieses Weltkrieges blühte, ist gestorben. Ich denke an das Jahr vor dem Krieg, da ich den ersten Novellenband „Die zwölf Bismarcks“ von Walter

Flex in die Hand bekam, da ich die stillen Augen hinter den Gläsern für ein paar Minuten sah. Ich denke an die Gedichte, die ich im Lärm dieses unstetesten Lebens zwischen Ostsee und Schwarzem Meer zu Gesicht bekam, und die wie eine heilige Fanfare wirkten und das Ungeheure dieser Opferzeit glühend ins Herz warfen.

Die wilden Gänse rauschen nach Norden, von ihnen hat Flex einmal gesungen. Vorgestern noch sah ich ihren wilden sehnsüchtigen Herbstflug über Oesel.

„Wir sind wie ihr ein graues Heer
Und fahr'n in Kaisers Namen,
Und fahr'n wir ohne Wiederkehr,
Rauscht uns im Herbst ein Amen!"

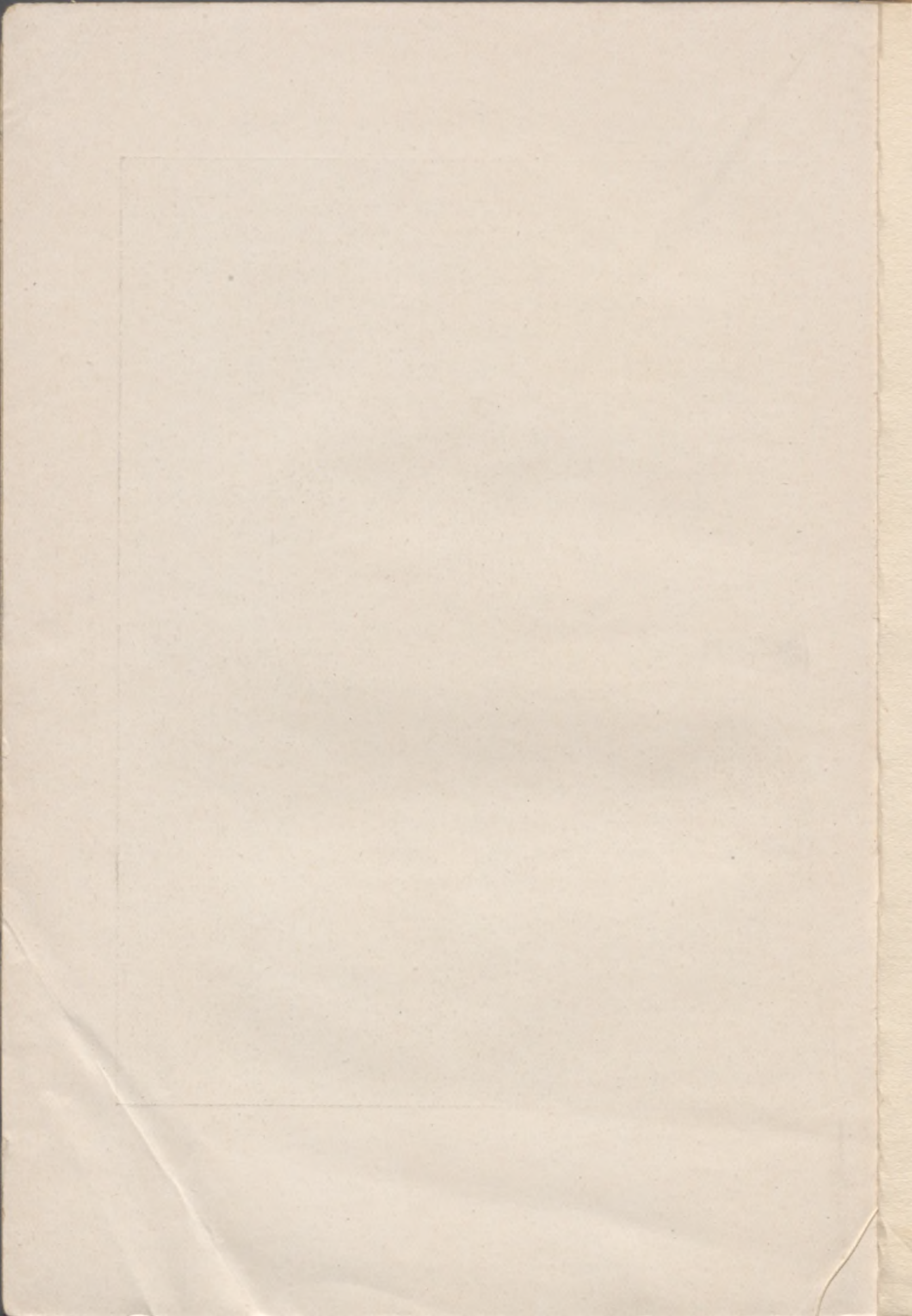
Wie die Hufe hart auf der dünnen Grasnarbe über dem Kalkstein Moons dröhnen, klingt mir die Strophe des Bruders auf den Bruder von Walter Flex, der auch als Leutnant fiel, nach . . .

„Dein Name ist gesungen,
Ein Reim auf Wilhelm Rex,
Der Reim ist hell verklungen,
Herr Leutnant Otto Flex."

Das Lied des Bruders wird weiterklingen. Der Herbstwald von Moon rauscht sein mächtiges Amen dazu.



Die ersten russischen Gefangenen am Landungstage in Oesel



Die Marine-Operationen

Arensburg, 24. Oktober.

Zwei Aufgaben hatte die Marine bei der Oesel-Expedition zu lösen: die Überführung des Landungskorps durch Minensperre und vorbei der U-Boot-Gefahr und zweitens den Flankenschutz gegen die russische Flotte, wenn das Expeditionskorps gelandet war. Von den Schwierigkeiten der ersten Aufgabe machten sich wohl die wenigsten, die sicher in der Taggabucht landeten, eine Vorstellung. Der Seekrieg war in der Ostsee vor allem als Minenkrieg geführt worden. Ein dichtes Minenfeld lag vor Oesel, und außerdem waren acht englische U-Boote in der Ostsee, die ihre nahe und gute Basis bei Hangoe und bei Hapsal hatten, so daß man mit einer ernsthaften Bedrohung rechnen mußte. So schuf der Minensuchverband die Grundlage des ganzen Unternehmens. Da man nach den Erfahrungen von Gallipoli nicht damit rechnen durfte, die schmale minenverseuchte Fahrstraße zwischen Kap Domesnees auf Kurland und den schweren 30,5 cm-Batterien auf Zerel, der Südspitze von Oesel zu forcieren, wurde die weite Anmarschstraße nach der Nordseite der Insel gewählt, und die Minensuchboote gingen an die Arbeit, ein schwerer aufopferungsvoller Dienst in den kleinen, kaum sehr seetüchtigen Booten, die in jeder Minute der Gefahr ausgesetzt sind, in die Luft zu fliegen. Schlechtes Wetter verzögerte die Arbeit. Endlich gab die Marine das Signal zur Einschiffung. Ein

U-Boot war vorher in die Taggabucht gefahren und hatte gemeldet, daß nichts Auffälliges zu bemerken wäre, ruhig und verschlafen läge die Küste da. Andere U-Boote hatten die Punkte bei Tage bestimmt, an denen Feuerschiffe liegen sollten, um der Flotte bei Nacht den Weg durch die Minenfelder — russische und eigene — zu sichern. Bei der Dämmerung nahmen dann die Leuchtschiffe die Stelle der U-Boote ein.

Gleichzeitig hatte die Flotte an dem zweiten Teil ihrer Aufgabe vorgearbeitet. Sobald die Batterien von Zerel von der Landseite genommen waren, mußte sie in den Rigaischen Meerbusen, um der russischen Flotte gegenüberzutreten und der nach Moon übergehenden Infanterie den notwendigen Flankenschutz zu gewähren. Ohne die Beherrschung des Meerbusens war der Übergang nach Moon unmöglich, ohne diese Sicherung die ganze Expedition gefährdet, wie sich ja später deutlich zeigte, als die russische Flotte plötzlich vor Arensburg erschien. So arbeiteten auch hier die Minensucher vor und fegten einen Großschiffahrtsweg bis auf die Höhe von Zerel frei. Wie schwer die Arbeit war, zeigte die Anfgabe, daß man täglich nur etwa 1000 m vorwärts kam.

Endlich war man bereit: die Minensuchbootflottille fuhr, dann zwei große Sperrbrecher, dann Torpedoboote, dann die Hochseeflotte und zuletzt die Transporter, die so nach Menschenmöglichkeit gesichert waren. Torpedoboote, die im Zickzackkurs fuhren, sicherten wie wachsame Hunde die ganze

Expedition gegen U-Boote. Einen Tag vorher war schon eine Torpedobootsflottille ausgelaufen. Sie hatte die Aufgabe, die Nebenlandung bei Pammerort zu decken und die Seeherrschaft in der Kassar Wiek, dem Meeresarm südlich Dagö, zu erreichen. Die Russen, die die Bedeutung des kleinen Beckens für Oesel und vor allem für Moon natürlich kannten, hatten hier erhebliche leichte Seestreitkräfte — für schwere kommt das Fahrwasser nicht in Betracht — zusammengezogen. 13 Zerstörer, zwei Kanonenboote und zahlreiche Torpedoboote traten unseren Torpedoboot-Streitkräften entgegen. Es kam zum Seegefecht, da wir sofort angriffen. Der russische große moderne Zerstörer „Grom“ wurde außer Gefecht gesetzt, das Kanonenboot „Chabri“ ging längsseits und nahm über die Besatzung bis auf acht Mann, dann mußte es mit den übrigen Booten zurück nach Osten. Der Zerstörer „Grom“ wurde in Schlepp genommen, die deutsche Flagge gehißt, aber er war zu sehr leck geschossen, er kenterte und liegt jetzt auf zehn Meter tiefem Wasser, wo er vielleicht wieder gehoben werden kann. Die übrigen Teile der leichten russischen Seekräfte wurden in den Moon-Sund gedrängt. Unsere Torpedoboote drangen in den kleinen Moon-Sund ein und nahmen den Westteil von Moon und den Damm unter Feuer.

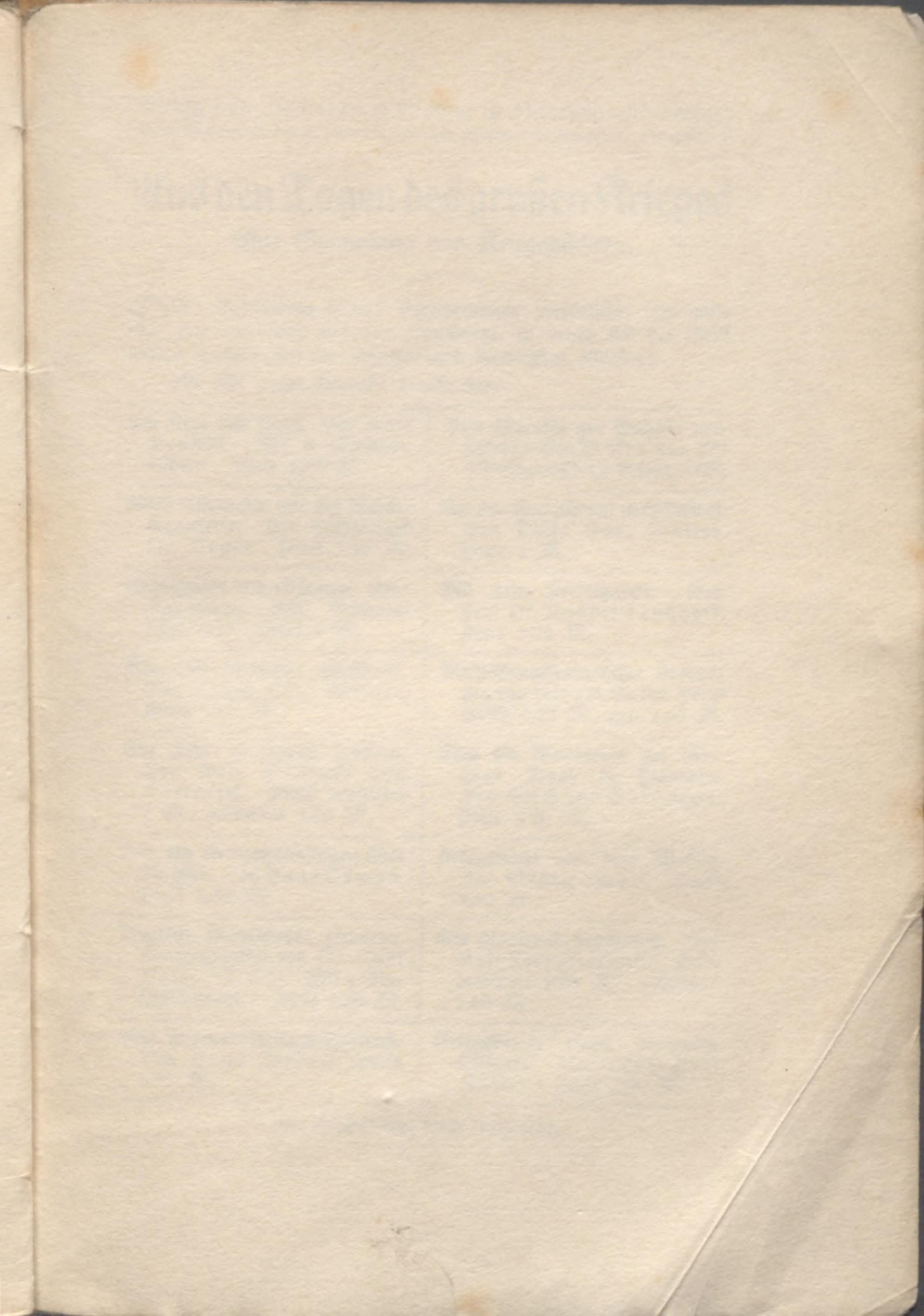
Das war am 14. Oktober. Am 15. nachmittags erschien eine russische Flotte, darunter die „Slawa“, vor Arensburg, und es sah aus, als ob sie die Stadt,

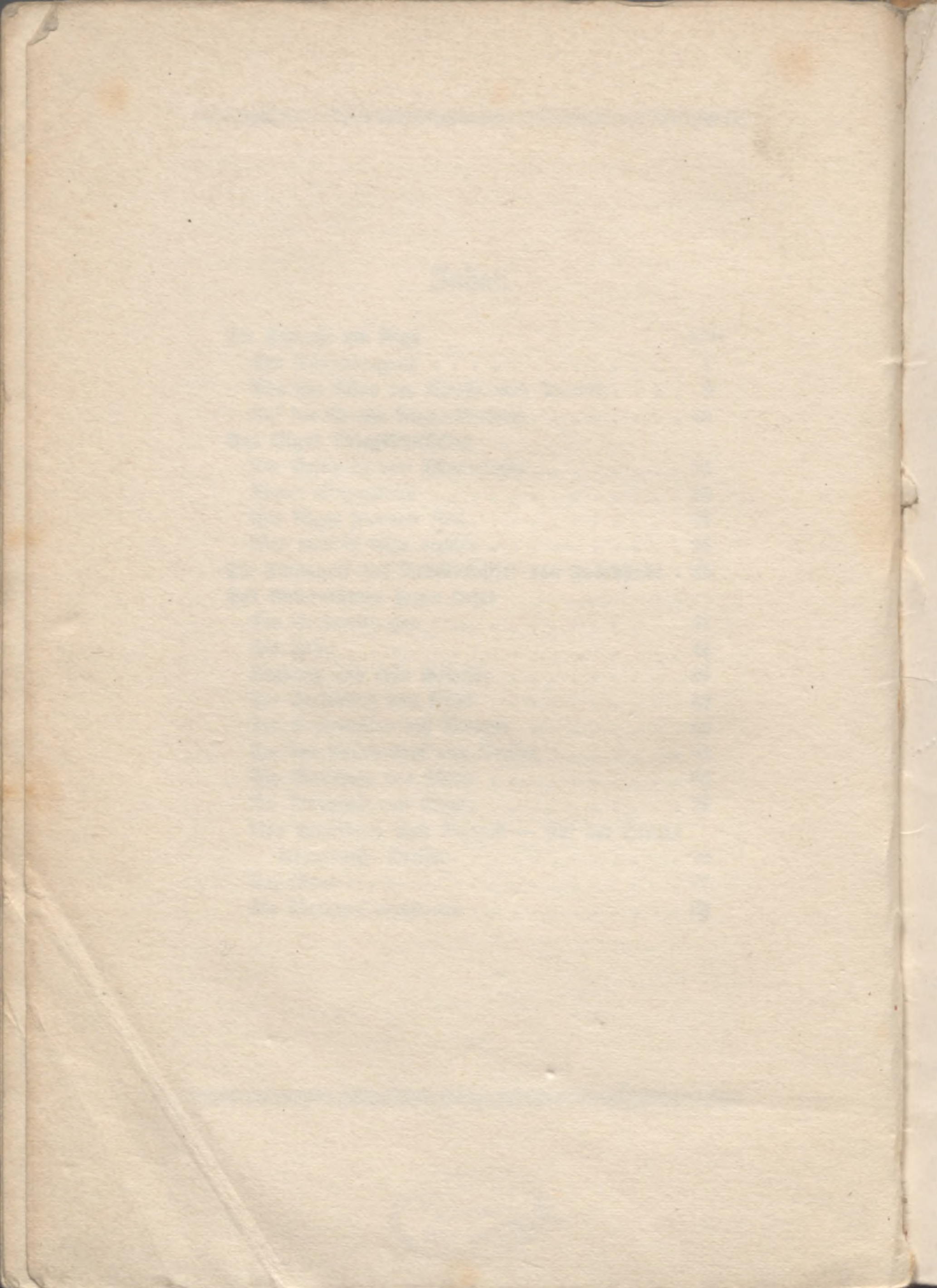
in der sich 3000 russische Gefangene und eine Handvoll deutscher Infanterie befanden, beschießen wolle. Die Alarmsignale riefen durch die Stadt, Seeflieger stiegen auf und bewarfen die „Slawa“ mit Bomben, die weiter nach Sworbe dampfte, um in Mento, dem besten Hafen von Oesel, noch Truppen der eingeschlossenen Zerelgruppe abzutransportieren. Auch fürchtete sie wohl die deutschen U-Boote. In der Nacht vom 15. zum 16. Oktober gelang es einem deutschen Geschwader, zwischen Zerel und Domesnees durchzukommen; es dampfte sofort nach der Südspitze von Moon, wo ein starkes russisches Geschwader lag. Zwei russische Linienschiffe, drei große Kreuzer, kleine Kreuzer und sehr erhebliche Torpedoboots-Streitkräfte standen dort noch. Hatten die Russen ja den ernsthaften Versuch gemacht, wenigstens Moon zu halten. Sie hatten eine frische Brigade und ein Todesbataillon vom Festland herübergeworfen, und ihre Flotte sollte den Übergang nach Moon verhindern, im ungünstigsten Falle den Abtransport decken. Beides gelang nicht. In dem auf große Entfernung sich entwickelnden Seegefecht wurde die russische Flotte in die schmale gebaggerte Fahrstraße des großen Moon-Sundes zurückgedrängt. Im Moon-Sund selbst wurde die „Slawa“, die sich tapfer wehrte, zum Wrack geschossen. Die russische Flotte floh dann durch den Moon-Sund in den Finnischen Meerbusen zurück. Sie wurde von Marineflugzeugen verfolgt. Die vier Transportdampfer, die zum Abtransport

herangebracht waren, versenkten sie. Am nächsten Tage war der Moon-Sund frei. Am Ausgang erwarteten U-Boote die Flotte. Der „Bogatyr" wurde schwer beschädigt, ein Transporter versenkt. Vor der Abfahrt hatten die Russen eine schmale Fahrstraße durch zwei versenkte Dampfer gesperrt und Minen geworfen. Die Fahrrinne war geschlossen —, eine Art Erklärung der russischen Marine, daß sie endgültig auf die Seeherrschaft im Rigaischen Meerbusen verzichte. — Die Skagerrak-Schlacht war wohl ein anderes Blatt in dem Buch der Marine, aber der einzelne Mann hatte diesmal mehr zu sehen von der Operation, die sich auf Tage erstreckte. Vom ersten Operationstage an, da die „dicken" Schiffe vor Zerel demonstrierten, bis zur freien Einfahrt in dem nun deutschen Rigaer Meerbusen, bis zur Seeschlacht am Moon-Sund konnte jeder sehen, wie es weiter ging, wie sich die Arbeit lohnte, und was für eine Bedeutung die Seeherrschaft hat. Nur unter der Bedingung der Seeherrschaft konnte ja diese so außerordentlich glückliche Expedition durchgeführt werden. Ihr Wert in der Herrschaft der Ostsee ist gar nicht hoch genug einzuschätzen.

Inhalt







Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Aus den Tagen des großen Krieges

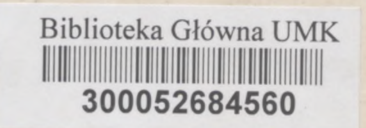
Eine Sammlung von Kriegsbüchern.

Diese Sammlung enthält Schilderungen persönlicher Erlebnisse und Eindrücke aus dem Weltkriege, in denen sich der Geist unserer großen Zeit am schönsten und deutlichsten offenbart.

Bis jetzt liegen folgende Bände vor:

Um Riga und Oesel. Von Rolf Brandt. Mit 8 Einschaltbildern. Preis 1,80 M.	**Von Marokko zur Sahara verschleppt.** Von W. Kramm. Mit 4 Einschaltbildern. Preis 1,50 M.
3000 Kilometer mit der Gardekavallerie. Von Hofprediger Dr. Vogel. Preis 1,50 M.	**An der Kampffront in Südtirol.** Von Oberst Karl Müller. Preis 1 M.
Erträumtes und Erlebtes. Eine Sammlung von Kriegserzählungen. Preis 1 M.	**Mit dem Feldlazarett.** Von Prof. Dr. Rudolf Lennhoff. Preis 1,20 M.
Von der deutschen Westfront. Von Oberst Karl Müller. Preis 1,20 M.	**Mein Kriegsfreiwilliger.** Herausgeg. von seinem Vater. Preis brosch. 1,20 M., geb. 1,60 M.
Ein Jahr an beiden Fronten. Von Karl Freiherr von Berlepsch. Preis broschiert 1 M., gebunden 1,60 M.	**Über die Weltmeere zur deutschen Front in Flandern.** Von Erich von Salzmann. Preis 1,70 M.
Mit den Kriegsfreiwilligen über die Yser. Von Hans Osman. Preis 1,50 M.	**Kriegsbüchl aus dem Westen.** Von Georg Queri. Preis 1,60 M.
Deutsche Kriegslieder 1914/16. Herausgegeben von Dr. Carl Busse. 3. Aufl. Mit 4 Einschaltbildern. Preis 1,50 M.	**Als Pionier in Frankreich.** Von Reinhart Biernatzki. Preis broschiert 1,20 M., gebunden 1,60 M.
Aus meinem Kriegsbilderbuch. Von Hans Weber. Preis 1,50 M.	**Kriegsbriefe eines neutralen Offiziers.** Von Oberst Karl Müller. Preis 1,60 M.

Die Sammlung wird fortgesetzt.



Druck von
Velhagen & Klasing
in Bielefeld